

Johanna Merhof
Heartcore
Liebe ist ein Aufstand



Preis €(D) 9,99 | €(A) 10,30 | SFR 14,90

ISBN: 978-3-596-18739-3

Sachbuch, 336 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

2 Schweben

*I'm so glad I finally found you
Yes, that one in a million girls
And I wish my lovin' arms around ya
Honey, I can stand up and face the world*

Your Love Keeps Lifting Me
(Higher and Higher) – Jackie Wilson

Was man im Folgenden lieben kann: das, was leicht zu lieben ist, weil es sich wunderbar anfühlt. Flugzeuge im Bauch, den Kopf in den Sternen, die Augen verloren im Blick des anderen. Aber auch: unsicher sein, Sehnsucht, das Vermissen, die Verwirrung und das Verlieren jeglicher Bodenhaftung. Und viele, viele wunderbare Menschen, die uns auf der Straße zugelächelt haben, beim Bäcker mit uns flirteten und nicht wütend wurden, wenn wir schusselig, pflichtvergessen und alltagsuntauglich waren. Hut ab!

You're The Ocean – Teitur

Es begab sich aber zu der Zeit, als der Himmel tief hing und nur Matsch für uns kleine Menschen übrig hatte – im Winter 2007. Da schwebte ich hirnverbrannt grinsend über die Pflastersteine, zwinkerte Pfützen und Donnerwolken zu und be-

trachtete Müllberge und Hundekot mit Nachsicht. Ich wusste: All der Dreck existiert nur, um mein Glück zu kontrastieren. Meine Gedanken waren herrlich einfältig, denn sie kreisten nur um ein Sujet: den Mann mit den tanzenden Augen. Ich war raus. Aus dem Alltagstrott, diesem Würgegriff des angekündigten Todes. Und ich war stolz darauf. Mein Ankommen hatte endlich ein Gesicht.

Die ungerechte Verteilung des Kapitals, knochenharte Brötchen, das Regenwettergesicht Berliner Busfahrer, all das, woran Lebende verzweifeln, all das existierte noch, ich wusste das. Doch es war mir so schnuppe wie dem Realisten der Sternennregen in einer klaren Sommernacht. Mein brennendes Interesse galt zwei Beinen und einem Augenpaar, beschränkte sich auf Klavierspielerhände und braunes Haar. Ich war verliebt, daher fürchterlich ignorant, und rechtfertigte meine Euphorie gegenüber den Freunden mit den Grübelfalten im Gesicht, die meine Schwärmerei als pubertäre Verblendung bezeichneten, mit Hilfe von Nietzsche, dem Punk unter den Philosophen: »Lust ist tiefer noch als Herzeleid, denn alle Lust sucht Ewigkeit«, sagte ich, und sie schüttelten den Kopf und hatten recht. Ein halbes Jahr später wollte ich sterben oder zumindest meinen Verstand zurück.

Liebende haben jegliche Vernunft unter dem Kopfkissen versteckt und gegen eine Utopie getauscht. Den Traum von einem Leben in Technicolor gegen die Schwarz-Weiß-Malerei all jener, die predigen, dass ein Rausch den Kater nach sich ziehe und die große Liebe nur ein Konglomerat aus biochemischen Botenstoffen sei – gepaart mit weichgespülten Mythen direkt aus der Verblödungsfabrik Hollywood.

Jede große Liebe ist ein Aufstand – wider wissenschaftliche Erkenntnisse, entgegen der eigenen Lebenserfahrung. Denn: Empirisch betrachtet ist die romantische Liebe eine Katastrophe. Jede dritte Ehe wird geschieden, und drei Jahre Ver-

liebtheit gelten als das Maximum der Gefühle, drei bis zwölf Monate Herzklopfen als der Durchschnitt. Das Fazit ist ein trauriges: Liebe scheint ein Wettlauf gegen die Zeit zu sein, mit vorhersehbarem Ausgang. »Die Zeit heilt alle Wunden«, heißt es im Volksmund. Heilt sie etwa auch alle Wunder?

Auch ich habe es bislang nicht geschafft, der Statistik zu trotzen. »Eine Mücke lebt einen Tag, eine Rose drei. Eine Katze lebt dreizehn Jahre, Liebe drei. Das ist so. Ein Jahr Leidenschaft, ein Jahr Zärtlichkeit, ein Jahr Langeweile«, heißt es bei Frédéric Beigbeder. Ich würde ihm nur zu gerne widersprechen, doch ich kann es nicht. Länger als drei Jahre liiert und glücklich? Erzählen Sie mir davon, belehren Sie mich eines Besseren. Mir war diese Erfahrung noch nicht vergönnt.

Bin ich deswegen verbittert? Nö. Glaube ich deswegen, dass die Liebe, die groß ist und bleibt, eine lächerliche Illusion ist, die sich nur Sadomasochisten oder Pubertierende erlauben können? Sicher nicht. Nicht die Idee der Liebe ist falsch, die Idee ist gut. Vielleicht waren die Welt, die Menschen, vielleicht war ich bislang nur noch nicht bereit? Es klingt ein wenig lächerlich, aber vielleicht stimmt es ja: Vielleicht bin ich dem Richtigen, für den ich mich dauerhaft erwärmen kann, schlicht noch nicht begegnet.

In der letzten Woche las ich einen Artikel von Sibylle Berg in der »Welt am Sonntag«. Er hieß »Der Liebeswahn, und wie man ihn vermeiden kann«. Der Text war ein lakonisches Plädoyer für die Zweckgemeinschaft und gegen die Idee der romantischen Liebe. Ich habe Frau Berg immer sehr verehrt, weil sie eigensinnig ist und klug, weil ihre Texte wie Scheinwerfer funktionieren: Sie strahlen. Frau Berg schreibt die Wahrheit, und deswegen muss man beim Lesen manchmal die Augen zukneifen, denn ebenso wie Sonnenlicht ist auch die Wahrheit nicht immer ungefiltert zu ertragen. Bei ihrem Abgesang auf leidenschaftliche Gefühle blinzelte ich in einem fort. Um

mich zu beruhigen, spülte ich im Anschluss freiwillig Geschirr und fing auf der Stelle wieder mit dem Rauchen an. Der Text machte mich wütend. Romantische Verklärung hält Frau Berg für ein »Privileg der dummen Jugend«, mit Bedacht arrangierte Ehen nicht für das Dümme und überhaupt: Solange da einer ist, der unsere eingerissenen Zehennägel verarztet, gemeinsam mit uns vor dem Fernseher liegt und alle doof findet, die uns ärgern – was will Mensch denn mehr?

»Nicht die große Leidenschaft, sondern die freundliche, wohlschmeckende Vertrautheit lässt uns genüsslich schmatzen. Austoben kann man sich bei der Fitness«, schreibt Frau Berg. Es mag sein, dass man in den späten Jahren, laut Berg der »goldene Hochsommer des Lebens«, so denkt, so denken sollte, will man seinen Frieden mit der Welt, der kalten, gemeinen, machen. Dass man lieber schmatzt als tanzt und Herzrasen nur mit Herzinfarkt in Verbindung bringt. Man sich mit fortgeschrittenem Alter glücklich schätzen kann, wenn man einen gefunden hat, den man erträgt und umgekehrt. Und eine freundschaftliche Zweckgemeinschaft damit begründet, dass schließlich alles im Leben seinen Zweck habe. Gebongt.

Dennoch glaube ich, dass dies eine ängstliche Haltung ist, die mit Zynismus all jene straft, die sich nicht damit abfinden wollen, dass Liebe eben nicht nur heißt: einen anderen einigermassen gut ertragen zu können. Die nicht der Auffassung sind, dass die Liebe nur eine Laune der Natur sei, damit Kinder in die Welt gesetzt würden. Für alle, die vom Leben noch mehr erwarten, als dass die Sonne auf- und wieder untergeht, hat Frau Berg nur Mitleid übrig.

Doch: Richtig verliebt zu sein, bedeutet zu spüren, was es heißt, lebendig zu sein. Die Liebe ist nichts für Feiglinge. Sie ist niemals eine sichere Bank. Wenn ich mich nach gemütlichem Beisammensein und einem guten Gespräch sehne, treffe ich meine Freunde. Von der Liebe erwarte ich, dass sie

mich aus den Angeln hebt, herausfordert, dass sie zwingend und absolut ist.

Liebende sind die letzten Rebellen unserer Zeit. Sie sind ungemütlich, weil sie uns an Gefühle erinnern, die so groß sind, dass sie im Alltag schwer Platz finden, weil sie Herz und Verstand sprengen. Solche Gefühle brauchen Raum – und oftmals sind wir bereits bis auf den letzten Meter eingerichtet. Dafür gibt einem eine solche Liebe den verlorenen Schlüssel in die Hand. Danach ist tatsächlich nichts mehr wie zuvor. Liebe schafft Unendlichkeit in jedem Moment. Doch ist Dauerhaftigkeit tatsächlich ihr entscheidendes Kriterium? Klar, wer liebt, läuft Gefahr, enttäuscht zu werden. Doch es gibt wahrhaft dümmere Gründe, unglücklich zu sein.

Ich würde die Sehnsucht immer der Gewohnheit vorziehen, ich bin achtundzwanzig Jahre alt. Wahrscheinlich denke ich nicht so oft an den Untergang wie die geschätzte Frau Berg. Und wenn doch, halte ich es mit dem Dichter Peter Hacks: »Ge- habtes Glück hilft sterben./Der Tod, er soll nichts erben/Als blankgeleckte Scherben/Und Schläuche ausgepresst.«

Ich denke: Wer liebt, hat recht.

Bleeding Love – Leona Lewis

Die einzige Spezies, die noch schwerer zu ertragen ist als lieblose Menschen oder liebeskranke Hascherl, sind frisch Verknallte. Sie sind nicht zurechnungsfähig, essen nicht, schlafen nicht, kichern ohne Grund und können kaum einen klaren Gedanken fassen.

Bis vorletzte Woche glaubte ich, mein Leben einigermaßen im Griff zu haben und mich selbst gut zu kennen. Ich wusste, was ich mag: beispielsweise Ananassaft, den Geruch von Sonnencreme, die Zeitung am Morgen und die Spätvorstellung

im Kino und ebenso, was nicht, darunter unbedingt: Gelatine, nachtragende Menschen, notorische Frühaufsteher und Frösche. Mein Leben plätscherte dahin, mein Herz schlug gleichmäßig, und meine Sehnsucht hatte kein Gesicht, sondern eine Richtung: ab auf die Seychellen und rein ins überteuerte rote Kleid. Tja, alles Schnee von gestern. Inzwischen ist mein kaltes Solistenherz aufgetaut, ach was, geschmolzen, und meine Präferenzen sind neuerdings so simpel wie bestürzend: Ich mag alles, was *er* ist. Ich möchte an *seiner* Seite einschlafen und aufwachen. Der Rest ist mir egal. In seligen Prä-Mann-Zeiten dachte ich oft an den egomanischen Singlekindskopf aus der Nick-Hornby-Verfilmung »About a Boy«. Dieser rechtfertigt seinen Junggesellenstatus in etwa so: »Jeder ist eine Insel. Wir leben in einem Inselzeitalter. Ich halte mich selbst für ziemlich cool. Ich denke, ich bin Ibiza.«

Ibiza! Obwohl ich weitaus weniger Geld besitze und vom Glamourfaktor eher Baltrum gleiche, konnte ich den von Hugh Grant hinreißend gespielten Schnösel bislang gut verstehen. Doch genau so, wie sich Grant im Laufe des Films aufgrund von Herzerweichung in einen Vorzeigepapa wandelt, ist auch bei mir seit neuestem Schluss mit lustig und jedweden Inselvergleichen. Stattdessen ähnele ich nun Venedig. Klingt erst mal gut, hat aber einen eindeutigen Nachteil. Zwar kann ich in Punkto Romantik nun spielend mit der Lagunenstadt mithalten, doch unsere vorherrschende Gemeinsamkeit ist eine andere: Wie Venedig bin auch ich dem Untergang geweiht. Denn mein Zustand ist bedenklich. Das Amüsante und gleichzeitig Unerträgliche am frischen Verliebtsein ist: Alle Klischees darüber sind wahr. Alle. Ich kann nicht mehr schlafen, mag nicht mehr essen und meine Konzentration ist mir gemeinsam mit jedweder Contenance abhandengekommen. Ich bin definitiv nicht zurechnungsfähig, renne vor lauter Konfusion ständig beinah gegen Laternenpfeiler, vergesse meine EC-Kar-

ten-Pin und den Geburtstag meiner eigenen Schwester. Zudem spaziere ich pfeifend durch die Straßen, summe an der Supermarktkasse tatsächlich unerträgliche Ohrwürmer wie »Bleeding Love« – und, die Krönung: Es ist mir nicht mal peinlich. Scham ist keine Kategorie für eine Frau, die entweder debil vor sich hin grinst oder wie ein hypnotisiertes Kaninchen ihr Handy anstarrt und jeden Anrufer verabscheut, der nicht *er* ist. Ich erkenne mich selbst nicht wieder. Es ist schrecklich und wunderbar zugleich. Falls Sie jetzt wissen wollen, wer der Kerl ist und wo das alles hinführt –, dann kann ich Sie leider nur vertrösten. Im Volksmund heißt es: »Die glücklichsten Zeiten der Menschheit sind die leeren Blätter im Buch der Geschichte.« Leuchtet mir vollkommen ein. Begeistert sein ist ein 24-Stunden-Job.

Da alles noch so frisch ist, hoffe ich, dass Sie mir das sibyllinische Getue verzeihen, denn: Verliebte wollen zwar, dass die ganze Welt von ihrem Glück erfährt, doch erstens kann man sich dabei leicht zum Deppen machen – wie der komplett durchgeknallte Tom Cruise bewies, der einst frisch verknallt auf Oprah Winfreys Sofa rumhopste. Zweitens: Wer weiß schon, was nächste Woche sein wird? Vielleicht ist dann schon wieder alles vorbei? Und ich berichte bald direkt aus der Kummerhölle? Sicher ist: Die Phase nach dem ersten Kennenlernen ist ein Seiltanz zwischen Himmel und Hölle. Verliebtsein ist zwar aufregend, doch zugleich auch ein echtes Herzinfarktisiko. Man ist verletzbar und unsicher, aber keiner, vor allem nicht der eine, soll es merken – was natürlich selten klappt, dafür aber umso öfter für Stresspickel sorgt. Ich verabschiedete mich von Ihnen mit einem feinen Zitat, welches ich meinem Freund Luis verdanke. Vor ein paar Wochen saß ich, damals noch unverliebt, mit ihm bei Bier und der Frage, wie der Mensch sein muss, der unser Herz zum Tanzen bringt. Luis ist schön, daher verdorben, zudem noch sehr klug und

daher verloren – das ist sein Fluch. Heimlich ist Luis – wie fast alle Don Juans – ein hoffnungsloser Romantiker.

»Hanna«, sagte er an diesem Abend, »ich weiß, was du für einen Typen suchst. Du willst den mit dem goldenen Hut.« Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte, aber ich habe ein Faible für alles Glänzende, also sagte ich: »Stimmt.« In derselben Nacht schickte mir Luis eine Mail. Betreff: Jump-Jump! Ich öffnete sie und dankte einmal mehr dem Himmel, dass ich einen Freund wie ihn habe. Luis kennt mich besser als jeder andere. Er hatte mir das Gedicht geschickt, welches dem wunderbaren Roman »Der Große Gatsby« vorangestellt ist:

*»Dann trag den goldenen Hut, falls sie das rührt;
Falls du hoch springen kannst, spring auch für sie,
Bis sie ruft: »Geliebter, goldbehüteter, hoch springender
Geliebter,
Ich muss dich haben!«*

Dazu schrieb er: »So einer, sonst keiner! Dein Luis.« Als ich zwei Wochen später dem Mann begegnete, wusste ich sofort, dass die Zeit des Suchens vorbei war. Er behielt zwar die Bodenhaftung und auch der goldene Hut fehlte, doch seine Haare schimmerten in der Sonne und er lächelte wie ein Honigkuchenpferd, als er seine Nummer auf meinen Arm schrieb. Und ich? Glücklicherweise verkniff ich mir das »Ich muss dich haben!« Doch innerlich bin ich fast zersprungen vor Glück. Wir sprechen uns wieder, wenn ich mich gefangen habe.

Absolute Beginners – David Bowie

Das war gestern Abend so um zwölf, da fühlte ich, dass etwas Großartiges in mir vorging. Das Glück blinzelte, ich strahlte, lala lalalala. Der Mann und ich saßen bei Wein und Welttratsch beieinander, er brachte mich zum Lachen und

zum Nachdenken, erzählte von seiner Kindheit, seinen Reisen und seiner Sehnsucht, etwas Ureigenes zu schaffen, seine Berufung zu finden und nie mehr zu verlieren.

Im Gegenzug wollte er alles von mir wissen, meine Lieblingspeise, meine favorisierte Zeit des Tages, er fragte, ob mir schon mal ein Buch das Leben gerettet habe, was ich bejahte, welche Farbe mein letztes Jahr symbolisiert hätte, »grün«, sagte ich, »orange«, antwortete er, doch dann hielt er mitten im schönsten Gesprächsüberschwang plötzlich inne, steckte sich eine Gauloise an, blickte den Rauchkringeln hinterher und, tja, schwieg. Und schwieg.

Es war ein lautes, langes Schweigen, und weil ich unsicher wurde und ich schneller sprechen als denken kann, stellte ich prompt die Frage, die dem Klischee nach jede Frau brennend interessiert und die kein Mann jemals hören will: »Was denkst du gerade?« Bang – vorbei war die Seifenblasenleichtigkeit. Da der Mann ein feiner Mann war, sagte er zwar nicht »nichts«. Er rollte auch nicht mit den Augen, jedoch servierte er mir eine Replik, nach der ich erst mal dreimal hörbar schlucken musste, um mich nicht sofort fürchterlich aufzuregen. »Ach«, sagte der Mann, »ich würde dich einfach gerne jetzt schon gut kennen. Ich finde dieses bei null anfangen immer ein wenig anstrengend.« Und obgleich der Mann seinen Worten hinterhersah, merkte, dass sie nicht auf Gegenliebe stießen, und schnell noch ein: »Was nicht heißt, dass ich nicht jede Sekunde hier genieße, ganz im Gegenteil« hinterherschickte – es half nichts, es war zu spät. Ich war empört, verwirrt und verletzt. An diesem Abend hatten wir unseren ersten Streit. Das heißt viel mehr: Ich stritt und er grinste. Mit seiner scheinbar harmlosen Aussage brachte er mein mühsam aufgebautes Weltmodell ins Wanken. Bislang war ich fest davon überzeugt gewesen: abgesehen von der Unterscheidung zwischen Gut und Böse, hübsch und hässlich, Fleisch- und Pflanzen-

fresser ganz grundsätzlich zwei Kategorien von Menschen zu kennen: Entweder ist einer Routineliebhaber oder er ist Intensitätsfanatiker.

Diejenigen, die irgendwo dazwischen changieren, sind bloß zu feige, Farbe zu bekennen. Sind Mittelmaß, irgendwie okay, aber langweilig, weil mausgrau. Sie sollen uns an dieser Stelle nicht weiter interessieren. Doch da ich zur zweiten Kategorie zähle, hinter Hesses »Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne« nur ein Ausrufezeichen setzen kann und erste Sätze in Büchern für einen der Gründe halte, warum es sich lohnt, lesen zu lernen und jeden Morgen aufs Neue aufzusteigen, verdunkelte mit einem Schlag eine fette Wolke unseren Liebeshimmel: Der Zweifel zog ein. Und zwar mit Pauken und Trompeten.

Wie konnte es sein, dass ich mich seit unserem Kennenlernen wie neu geboren fühlte, in meiner Begeisterung Kolumbus glich, während der Mann offensichtlich davon träumte, vierundsechzig zu sein, um mit mir auf der Parkbank endlich die Klappe halten zu können? Wer war dieser Kerl überhaupt? Wo war sein Pioniergeist, was war mit dem Enthusiasmus, welches nicht nur das schönste deutsche Wort ist, sondern zugleich auch die Nummer Eins unter den erotischen Eigenschaften? Wie immer, wenn mir zum Weinen zumute ist, wurde ich gemein.

Ich nannte den Mann einen »alten Knacker«, schickte laut ein Gebet zum Himmel, mit dreißig nicht genauso dahinzudämmern wie er, und erklärte rigoros: »Wer nicht jederzeit bereit ist, wieder ein absoluter Beginner zu sein, wird nie etwas zu Ende bringen außer sein Leben, aber das ist schließlich noch keine große Kunst.«

»Du bist süß«, sagte der Mann, »ich mag es, wenn du dich aufregst. Call me ›Ismael.« Ich tippte ihm an die Stirn: »Ich bin nicht Stiller!«. Wir lachten. Und weil der Mann eben doch

ein toller Mann ist und die am wenigsten erotische aller Eigenschaften, die Gleichgültigkeit, ihm so fremd ist wie nur irgendwas, sagte er: »Anstrengend« war vielleicht das falsche Wort. *Schrecklich* und *schön* trifft es besser. Mit dir fühle ich mich leicht, so als sei alles möglich. Doch ich will nicht, dass das mit uns bloß ein Feuerwerk ist.« Ich sah ihn an. »Ich hab Angst, dir gleich alles zu geben, zu viel, zu schnell. Nur eine Figur in deiner Heartcore-Ära zu sein. Ich bin ein gebranntes Kind. So, da hast du's.« Da waren wir. Willkommen in der Realität. Er war verletzt worden. Er war wieder aufgestanden. Jetzt hatte er Angst. »Die ewigen Top Five meiner unvergesslichsten Trennungen für die einsame Insel in chronologischer Reihenfolge: 1. Alison Ashworth 2. Penny Hardwick 3. Jackie Allen 4. Charlie Nicholson 5. Sarah Kendrew«, sagte der Mann.

»Falls du wirklich meine Geschichte hören willst, so möchtest du wahrscheinlich vor allem wissen, wo ich geboren wurde und wie ich meine verflixte Kindheit verbrachte und was meine Eltern taten, bevor sie mit mir beschäftigt waren, und was es sonst noch an David-Copperfield-Zeug zu erzählen gäbe, aber ich habe keine Lust, das alles zu erzählen«, antwortete ich.

»Macht nix«, sagte der Mann, »wir haben für heute eh genug geredet.« Da hatte er verdammt nochmal recht. Denn ehrlich: Ich liebe Anfänge heiß und innig. Doch ein unanständiges Happy End ist besser.

Comme Des Enfants – Cœur De Pirate

Epilog: Heartcore ist seit Anbeginn die Geschichte von einer, die auszog, um das Glück zu finden, und da alles Glück immer ein Ausdruck von Lieben und Geliebtwerden ist, suchte sie tagein, tagaus den Einen – doch je mehr sie suchte, fand

sie ...? Genau: Keinen! Sie wurde immer mürrischer, küsste Frösche, die sich partout nicht in Prinzen verwandeln wollten, und am Ende war sie beinahe eine Zynikerin, was das Jämmerlichste ist, was ein Mensch auf Erden werden kann. Doch dann, Sie wissen es bereits: Zack, Zitterfest, Volltreffer!

Einführung: Um Ihnen umfassend zu verklickern, was sich in meinem Leben alles verändert hat, seitdem ich frisch bemannt durch die Gegend spazierte, wenden wir zu Beginn unseren besonnenen Blick zurück – gen frostigere Zeiten, und zwar in jeder Beziehung. Als Beleg für die Gefriertemperatur meiner Seele betrachten wir einen ordinären Freitag vor einem halben Jahr. Es war Winter, anstatt pittoreskes Schneerieseln gab es Matsche von ganz oben, daher sah es draußen exakt so deprimierend aus wie in meinem verschleimten Herzen. Es fing schon beim Brötchenholen an. Der Bäcker würdigte mich keines Blickes und knurrte beim Bezahlen nur: »Hamses nicht passend, Mann?« *Mann?*, dachte ich, der Wurm nennt mich einen Mann? Es sollte noch schlimmer kommen.

Es war ein Tag, an dem Murphys berühmtes Gesetz (Aller Mist, der passieren kann, passiert auch irgendwann) seinen uneleganten Beweis fand: Ich trat mit meinen neuen Stiefeln in Hundescheiße, im Bus wandten schöne Männer angewidert den Blick ab, hielten sich demonstrativ die Nase zu, und ich wurde von Kontroll-Wichten zu einem Bußgeld verdonnert, weil mein Ticket seit ganzen drei Minuten abgelaufen war. Am selben Abend beschloss ich, dass nur Ausgehen und ein perfekt eingefädelter Flirt mich retten könnten.

Tiefpunkt: Ich sah den Piraten schon beim Reinkommen. Er gehörte zu den Männern, die sich wie der King persönlich benehmen und auf der Theke thronend am laufenden Band mit gnädigem Blick Drinks von zitternden Mädchenhänden entgegennehmen – was alles nicht ginge, wäre er von der Natur nicht so beschenkt worden. Verdammt! Ich wollte nicht

heiraten, ich wollte knutschen, schickte mein Schamgefühl in den Feierabend und wackelte mit meiner – die Gesunden unter meinen Lesern schauen bitte kurz weg – Zigarette vor seiner Nase rum und zwinkerte ihm dabei verführerisch zu. Dachte ich zumindest. Der Pirat reichte mir seine Streichhölzer mit den Worten: »Feuer fehlt dir anscheinend in jeder Beziehung.« Glühende Wangen, Hölle der Peinlichkeit! Bye-bye Würde, hello Selbstmitleid. Es war höchste Zeit, einsam nach Hause zu gehen. Auf dem Heimweg kam mir ... – ach, Schwamm drüber! Wenden wir uns lieber dem glitzernden Jetzt zu.

Höhepunkt: Es ist wieder Freitag, die Sonne scheint. Der knackige Bäckerjunge reibt sich bei meinem Anblick die Augen, verrechnet sich vor Aufregung und schenkt mir zwei Croissants mit den Worten: »Falls du noch mehr Süßes willst: Ich bin Max.« An der Kreuzung löst mein neues Minikleid um ein Haar einen Auffahrunfall aus, die Welt pfeift mir zu, ich bin eine Verbündete des hellblauen Himmels: Das Leben ist fabelhaft. Im Bus bieten mir ältere Herren ihren Platz an, ich kneife mich mehrmals unsanft. Wenn alles nur ein Traum ist, hat es wenigstens wehgetan. Doch: Alles ist wahr. Am Abend bin ich bereits derart übergeschnappt, dass ich das Gefühl habe, meinen Stammclub mit meiner bloßen Anwesenheit zu erhellen. Ich sehe den Piraten schon beim Reinkommen. Fünf Minuten später wiegt er sich neben mir. Ich drehe mich weg. Seine Fans sind fassungslos: Gott tanzt! Drei Takte später flüstert er mir ins Ohr: »Wo warst du solange? Ein Verbrechen, dass ich dich erst jetzt kennenlerne.« Armseliger Schurke, denke ich und gieße ihm aus Versehen meinen Drink übers Hemd. »Willst du einen neuen?«, fragt er. »Champagner?«. ES IST UNFASSBAR! Wir trinken. Ich lächele das Lächeln der Sieger. »Irgendwas an dir macht mich fertig!«, sagt er. »Du hast ein sexy Geheimnis, stimmt's?«

»Nö!«, sage ich, »ich habe einen Freund.« Ich schwebe nach Hause. Schiff versenkt, Seemann erledigt!

Das Wunderbare und himmelschreiend Ungerechte an der Liebe ist: Wer verliebt ist, wird plötzlich von allen geliebt. Glück zieht immer noch mehr Glück an, wie ein Magnet.

Abspann: Auf dem Weg zum Mann, am nächsten Vormittag. Ich trage ein neu erworbenes luftiges Nichts und habe mittlerweile jegliche Maßstäbe, Bescheidenheit und den Verstand verloren. Ich denke: »I own this city.« Ich gehe nicht, ich tänzele. An der Ampel tippt mich jemand an. Ich drehe mich um und wundere mich nicht: Es ist, was auch sonst, ein überaus schmucker junger Mann. Ich sage: »Verständlich, dass du mich berühren willst, aber lass mal.« Fassungsloser Blick seinerseits. Der Arme, denke ich, er kommt drei Wochen zu spät. »Gräme dich nicht«, sage ich, »ich hab leider schon einen formidablen Freund.« Beinahe wäre ich ihm mitleidig durch sein hübsch verwuscheltes Haar gefahren. »Wie bist'n du drauf?«, fragt der Junge. Nun, what goes up, must come down, doch ich hätte nicht gedacht, dass das Runterkommen so unangenehm und hochnotpeinlich sein würde. »Dein Preisschild hängt raus«, sagt der Junge und zupft an meinem Kleid. »Du bist ja nicht nur arrogant«, er macht eine Pause und lächelt das Lächeln der Sieger, »sondern auch verdammt billig.« Es wird grün und mir wird schlecht. Zu Recht.

Baby, I Love You – Aretha Franklin

Es gibt vier wichtige Momente am Anfang einer Beziehung zwischen zwei Liebenden: der erste Blick, der erste Kuss, das erste Mal Sex. Und jetzt der vielleicht dramatischste Punkt: Das erste Mal »Ich liebe dich« sagen. In einer perfekten Welt könnten wir »Ich liebe dich« sagen und es einfach so stehen

lassen, ohne etwas zu erwarten oder zu befürchten. Wir wären frei zu kommen und zu gehen, den anderen zu berühren, zu beschenken, zu bekochen und mit Blumen zu übersäen, wann immer uns danach wäre. In einer freien Welt wäre uns das lächelnde Gesicht des Lieblingsmenschen nach einer Liebeserklärung genug, und falls die Reaktion keine positive wäre, falls der Mensch nicht lächeln würde, weil er unsere Liebe nicht will, sie ihm zu viel ist, ihn erdrückt und seine Version eines glücklichen Lebens uns nicht mit einschließt, tja, dann wäre – gar nichts. Es wäre kein Weltuntergang.

Wir wären vielleicht etwas traurig, aber nicht lange, denn unsere Liebe wäre etwas, was uns keiner nehmen könnte, ein Schatz, der von keiner Reaktion abhängig wäre. Unsere Liebe wäre uns genug. Ich liebe dich, was geht es dich an?, würden wir denken und leichten Herzens weiterziehen. Ich gebe zu: Diese Welt existiert nicht. Zumindest sind wir Menschen nicht so perfekt. Die größte Angst, die Menschen in Beziehungen umtreibt, ist, so glaube ich, nicht die, zu viel zu geben. Es ist vielmehr die Angst, zu kurz zu kommen, zu wenig zurückzubekommen, am Ende mit leeren Händen und blutendem Herzen dazustehen und sich zum Narren gemacht zu haben. Doch: Hat einer, der sich nie zum Narren halten ließ, wirklich gelebt? Ist der, der mit seinen Gefühlen haushaltet und seine guten Taten aufrechnet, nach dem Motto: »Wie viel springt unterm Strich für mich heraus?«, ist so ein Mensch wirklich zu beneiden? Oder demonstriert er nicht viel eher seine innere Armut? Wer viel besitzt, kann viel geben und mit Besitz sind hier sicherlich keine Häuser, Autos und schöne Pferdepflegerinnen gemeint.

Es gibt verschiedene Typen von »Ich liebe dich«-Sagern. Einer der unangenehmsten ist der ökonomische Typ. Nennen wir ihn Horst. Horst hat sich verknallt und seine warmen Worte sind seine Waffe. Wenn wir uns gegenseitig unsere

Liebe mit Worten bekunden, stärkt das unsere Bindung, denkt Horst. Sein »Ich liebe dich« ist eine kurze Leine. Sagt seine Freundin: »Ich liebe dich auch«, kann er fortan mehr von ihr erwarten. Dann gehört sie ihm mit Haut und Haaren. Horst sagt niemals als Erster »Ich liebe dich« und wenn, dann muss seine Angebetete sofort selbiges kundtun, sonst wird er nervös. Sonst geht seine Kosten-Nutzen-Kalkulation nicht auf. Horst will kein Risiko eingehen, schließlich hat Horst nichts zu verschenken. Das merkt man ihm an. Wer einen Horst liebt, kann sich auf der sicheren Seite wiegen, solange er die Wa(h)re Liebe immer sofort zurückzahlt. Horst ist ein armer Mann. Doch er kann nicht anders. Er hat Angst.

Der zweite Typ, ebenfalls eher gewöhnungsbedürftig, ist der notorische »Ich liebe dich«-Sager. Nennen wir ihn Ernst. Ernst sagt es andauernd, weil er glaubt, dass es dadurch wahrer werden würde. Jedes Telefonat, jedes noch so alltägliche Geplänkel an der Tiefkühltheke, muss bei ihm in die drei berechtigten Worte münden. Leider wird er nervös, wenn seine Freundin ihr Herz nicht gleichermaßen auf der Zunge trägt. Seine Liebeserklärungen sind inflationär und leider verlieren sie dadurch auch an Wert und Gewicht. Ernst nennt seine Freundin auch gerne »Schatzi«, »Spatzerl« oder »Mausezähnen«. Andere lächeln über ihn. Aber Ernst kann nicht anders. Er hat Angst. Tief im Inneren fürchtet er nichts so sehr, als eines Tages ein »Ich dich nicht, und zwar ganz im Ernst« zu hören. Dabei fordert er diese Reaktion geradezu heraus. Ernst nervt. Total.

Der dritte Typ ist der verhinderte »Ich liebe dich«-Sager. Er ist ein verkopfter Mensch, nennen wir ihn Ludwig. Ludwig macht sich zu viele Gedanken. Er weiß selbstverständlich um die Tragik von Typen wie Horst und Ernst. Leider führt das viele Nachdenken bei ihm zu einer Unfähigkeit zur Tat. Selbst wenn er liebt, sprich, eher handeln als grübeln sollte, möchte er

unter keinen Umständen einen Fehler begehen. Also schweigt er in den entscheidenden Momenten, in denen er mit seiner Freundin zusammensitzt und alles in ihm schreit »Die und sonst keine«. Das ist nur eine biochemische Reaktion meines Körpers!, denkt Ludwig, ich muss erst wieder nüchtern werden, das muss alles noch analysiert werden. Ludwig kann einem leidtun, doch er kann nicht anders. Ludwig denkt immer zu viel an Morgen und Gestern. Er hat Angst. Darum ist er in Wahrheit am liebsten alleine oder, noch besser, unglücklich verliebt, denn da kann er sich reinsteigern, ohne wirklich Stellung beziehen zu müssen.

Horst, Ernst und Ludwig sind Stellvertreter. Wir sind ihnen allen schon einmal begegnet und Teile von ihnen stecken in jedem von uns. Doch zum Glück tragen wir alle auch einen Hans in uns. Hans ist es egal, was die anderen denken, Hans erwartet nichts von anderen. Wenn Hans verliebt ist, dann sagt er es, denn er lebt nur im Moment und dem ist er was schuldig. Er liebt bedingungslos und seine Liebe steckt in jeder seiner Handbewegungen und in jedem seiner Schritte. Er braucht nichts. Er hat alles. Hans ist frei und seine Liebe ist es auch. In seiner Gegenwart wird einem warm, er ist in Kontakt mit etwas, das so neidisch machen kann, weil man es mit Geld nicht kaufen kann. Hans ist vielleicht nicht der Beständigste, aber er ist sich selbst immer treu. Wer von einem Hans geliebt wird, ist gesegnet. Wer einen Hans lieben kann, ist glücklich. Darum heißt mein Hans-Im-Glück-Vorsatz für heute: Heiß und innig zu lieben, komme was wolle. Wie steht es mit Ihnen?

Under My Thumb – The Rolling Stones

Es war ein harmloser, warmer Sommerabend, keine Wolke trübte den Himmel, kein Sturm lag in der Luft, alles war entspannt. Beinahe schon zu entspannt. Ich hätte gewarnt sein müssen. Das Leben ist kein ruhiger Fluss, ist unberechenbar, ist schrecklich und schön, alles zugleich. Ich bin ehrlich gesagt froh darüber. Doch an jenem Tag regierte vorerst die Harmonie, er trug Drei-Tage-Bart, das Lächeln eines Filous, saß mir gegenüber und zwinkerte mir zu. Der Mann und ich saßen auf dem Balkon und schauten mit einem Auge Fußball und mit dem anderen einander an, was unmachbar klingt und noch mehr Spaß bringt. Es war genau die Art Kick, die sich jeder Bolzfan sehnlich von seiner Mannschaft wünscht: Jeder Blick ein Treffer. Kurz gesagt: Alles war tipptopp. Bis mein Telefon klingelte, ich Herzrasen bekam und rote Wangen, den Anrufer wegdrückte, mein Freund mich ansah und fragte: »Alles klar bei dir«? Und ich dachte: Nichts ist klar und abwesend murmelte: »Ja, ja.«

Auf dem Display war soeben der Name des Jungen erschienen, der mir in den vergangenen zwei Jahren meines Lebens den Verstand, den Schlaf und das letzte Fünkchen Stolz geraubt hatte. Der Katastrophenmann. Typ: Künstler, talentiert und aufregend, leider auch extrem verwirrt und beziehungsunfähig. Er war zu jung, um zu wissen, was er will, und zu sexy, um ihn deshalb einfach nicht ernst zu nehmen. Uns trennten nicht nur Welten, sondern zudem das Meer. Er war Schwede und wollte es bleiben. Ich liebe Berlin, und weil zwischen uns Feuer und Wasser um ihr Vorrecht kämpften, wir uns anzogen und abstießen und ich zu Anfang keine leichte Beute war, liebte er irgendwann auch mich und zog zu mir.

Wir lebten auf 30 Quadratmetern. Ich überlegte mehrfach,

ob ich ihn nun erwürgen oder doch besser erschießen sollte und im nächsten Moment, wann wir zusammen auswandern würden, heute oder doch lieber erst morgen. Dieses Morgen ist zum Glück nie gekommen. Irgendwann hatte ich keine Tränen mehr und keine Kraft, das »On and Off« hatte seinen fatalen Reiz verloren. Ich war müde. Es war endgültig vorbei. Zuletzt sahen wir uns im Herbst. Er stand in meinem Treppenhaus, und weil der Junge als Schauspieler und Regisseur ein Talent für Theatralik und Pathos hat, drehte er sich noch einmal um und sagte: »I will always love you. Always.« Und dann ging er. Whitney Houston meets Bon Jovi. Friss das! Ich verließ drei Tage mein Bett nicht. Als ich wieder aufstand, hatte ich jede Illusion und die gesunde Gesichtsfarbe verloren. Dafür war eine Stärke hinzugekommen, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Meine Haltung war ein tätowiertes »Trotzdem«, gepaart mit »Jetzt erst recht!« Ich dachte frei nach Thomas Brussig: »Alle, die je Macht über mich wollten, konnten noch nicht mal den nächsten Sommer verhindern.«

Der Frühling kam, die Welt drehte wieder Pirouetten, Menschen liebten sich in Betten und auf Flugzeugtoiletten, es fielen Schüsse und es wurden Küsse mit der Hand geworfen. Und ich? Ich war allein und wollte es auch vorerst bleiben, dann verliebte ich mich in jemand anderen. Zurück auf den Balkon.

Fünf Minuten nach dem Anruf bekam ich eine SMS. Ich verabschiedete mich unter einem lächerlichen Vorwand von dem Mann, fuhr nach Hause, zitterte und drückte auf Lesen: »How is life, the sky, the food, the weather?«, stand da. Und: »I feel blue 'cause I'm missing you. But ...« Ich wusste nicht, was mich am meisten ängstigen sollte. Das plötzliche Interesse nach einem Dreivierteljahr Funkstille oder das »Aber« gefolgt von Punkt, Punkt, Punkt. Es war typisch: In dem Moment, wo endlich alles rund lief, ich glücklich war und über den Jungen

aber so was von hinweg, meldete er sich. Fragen krochen mir den Hals hoch: Warum verwirrte mich sein Anklopfen immer noch? Wann würde ich endlich cool werden, verdammt? Drei Minuten später erhielt ich meine Antwort: Nie.

Er rief wieder an und ich ging dran. Seine Stimme klang aufgekratzt und heiser, er war wie eh und je die Mensch gewordene Überforderung, nannte mich Darling. »Look who's knock knock knocking on your door«, rief er. Und ich betete noch, dass es einer seiner schlechten Witze war, betrat meinen Balkon – und war einer Ohnmacht nah und sehnte mich unmittelbar nach Wodka. Da stand er. Als wäre es gestern gewesen: wilde schwarze Haare, gepaart mit Hut und Zirkusdirektorjackett. Er grinste. »My love, let me in«, und warf sich auf die Knie. Als er begann »Visions of Johanna« zu röhren, war ich wieder in der Lage, mich zu bewegen. Er musste verschwinden, so viel war sicher.

Ich rannte nach draußen. Na klar, ohne Schlüssel. Es war ein Zeichen: Sobald der Junge da war, ging alles schief. Alles. Die folgende Stunde war ein einziges Fiasko. Er wollte mich küssen, ich drehte mich weg. Mein Widerstand törnte ihn noch mehr an. Er rief: »Ich bin über das Wasser gelaufen, habe Berge bezwungen, Wälder durchwandert und meine Dämonen um die Ecke gebracht, nur um vor dir zu stehen und dir zu sagen, dass ich dich liebe.« Wohlgemerkt auf Deutsch. Er gab sich Mühe, war lustig und charmant. Er war er in der besten Version. Doch es reichte nicht mehr. Der fremde Blick hatte sich eingeschlichen. Ich beobachtete ihn, als wäre er ein exotisches Tier. Hatte ich seine zerrissenen Hosen wirklich einmal rockig gefunden? Seine hektische Art für Temperament gehalten? Sein launisches Wesen mit Gefühlstiefe verwechselt? Hatte ich. Es gibt wenig Traurigeres als den Moment, in dem man spürt, dass die Liebe, die man für jemanden einmal so brennend und unbedingt empfunden hat, erloschen ist. Ich

wollte nur noch nach Hause. Er weinte nicht, als ich ihn verließ, er machte bloß eine mittelgroße Szene. »We'll always have Paris«, sagte er, und dann lächelten wir beide.

Der Grund seines Berlin-Aufenthalts war ein Kurzfilmfestival. Ich ging und drehte mich nicht um. In dem Moment rief der Mann an, mein Herz tanzte. Die Kindereien waren vorbei, ich war woanders angekommen und wollte nicht mehr zurück. Ein kurzes Hello und ein langes Bye-bye.

Imagine – John Lennon

Ich habe einen Traum. Und da ich eine unerschütterliche Optimistin bin, glaube ich fest daran, dass seine Erfüllung nicht nur im Dunkeln möglich ist. Meine Idealvorstellung von einer Beziehung erklärt sich am besten mit einem wuselnden Szenario: Der Mann und ich sind auf einer Party. Er sieht zum Anbeißen aus, ich strahle von innen und außen. Wir sitzen mit zehn Freunden und Bekannten an einem großen Holztisch, die Fenster sind offen, es ist Sommer, die Musik stimmt. Das Motto des Abends ist eine Lebenshaltung: *Savoir-vivre* gepaart mit »Please Don't Stop The Music«. Es gibt gutes Essen, guten Wein, wir schmausen, lachen, zwischen den Gängen wird getanzt. Es werden Pläne geschmiedet, die Welt rauf und runter diskutiert und neu geordnet. Wir sind uns nicht immer einig, aber wir sind neugierig, die hitzigen Debatten betreffen die Sache: Wo, wovon und vor allem wie wollen wir leben? Es wird durcheinandergeredet, doch man hört sich zu – der gegenseitige Respekt ist Grundvoraussetzung. Mitten im schönsten Quasselschwung sehe ich den Mann an, er sitzt an der anderen Seite der Tafel. Mich überkommt sofort der Wunsch, demjenigen, der mich zu ihm geführt hat – war es Gott, waren es die Spatzen, das Wetter oder am Ende gar ich

selbst? –, zu danken und eine Runde Champagner zu spendieren. Doch es ist nicht nötig, da alles im Überfluss vorhanden ist.

Er ist in diesem Augenblick gerade schwer damit beschäftigt, der Welt seine Meinung ins Ohr zu sagen. Die Welt ist in diesem Moment eine elfenhafte Brünette. Für einen kurzen Moment bin ich versucht, zu ihm zu schlendern, ihm vor ihren Rehaugen einen filmreifen Zungenkuss zu schenken, um die Verhältnisse klarzustellen. Ich lasse es bleiben. Stattdessen wende ich mich wieder meinem Nebenmann zu, dem glutäugigen Lockenkopf, der seit einer halben Stunde leidenschaftlich mit meinem Dekolleté palavert. Seine Freundin ist weniger begeistert, ihr Blick will morden, ihre Körperhaltung sagt: Der Abend ist gelaufen. Ich habe große Lust, sie beiseitezunehmen, mit ihr einen schwesterlichen Wodka zu kippen und zu sagen: »Erstens: Ich fasse deinen Kerl garantiert nicht an. Zweitens: Es ist glücklicherweise wahr, dass man niemanden in einen Käfig sperren kann.« Das Problem ist: Sie würde es garantiert falsch verstehen und mich bloß für arrogant und unverschämt halten. Denn: Lektionen lernt man nur durch Erfahrung, nicht durch gutgemeinte Ratschläge.

Ich muss grinsen: Im weltmeisterlichen Flirten liegen der Mann und ich bei einem stattlichen Unentschieden. Die rehäugige Schönheit starrt mit einer derartigen Faszination auf die Grübchen des Mannes, dass ich denke: »Süße, ich kann dich mehr als gut verstehen, leider ...« In dieser Sekunde schaut er zu mir. Vier Wimpernschläge lang verschwindet alles außerhalb unseres Bannkreises. Wir sind es. Und der Rest ist wurscht. Wir zwinkern, die Welt dreht sich wieder, der Lärm und die trunkene Nacht umfassen uns. Unsere Konzentration streut sich erneut, doch das Funkeln und die Lust bleiben. Beide können warten. Mit dem Mann fühle ich mich frei und lebendig. Bei ihm fühle ich mich geborgen, warm, sicher.

Und zugleich sehr weiblich, sehr sexy. Es ist herrlich paradox: Er wühlt mich auf und zugleich beruhigt er mich. Wir begrenzen uns nicht, weil unsere Lebenslust keine Schranken kennt. Mit ihm kann ich wachsen, darum habe ich kein Bedürfnis, wieder durch die Bars zu streunen wie ein heimatloser Wildfang. Ich vertraue ihm, weil ich weiß, dass wir zehn Sterne Deluxe sind. Und wer den Luxus von Himmelbetten kennt, sehnt sich nicht mehr nach Stundenhotels.

Zurück zum Moment: Der Lockenkopf fordert mich zum Tanzen auf. Zwischen zwei Luftsprüngen denke ich an das Ende der Nacht. Der Mann und ich im verblässenden Mondlicht. Mehr Rock 'n' Roll geht gar nicht. Verletzen können sich die anderen, wir sind zu sehr mit Glücklichein, mit Arbeit, mit Denken, Fühlen, Sehen, Sprechen, Schmecken und Tasten beschäftigt, als dass wir für solchen Blödsinn Zeit hätten. Mit dem Mann kann ich in Bewegung sein, ohne zu flüchten, mit ihm kann ich innehalten, ohne stillzustehen. Ich meine es nicht selbstherrlich, wenn ich sage: Wir sind zwei Sonnen, darum müssen wir nicht ständig umeinander kreisen. Doch wenn wir uns berühren, brennt es, da können Sie sich sicher sein.

Das Schönste an allem: Weder er noch ich haben es nötig, den anderen auszusaugen, wir haben kein Interesse daran, uns zu beurteilen oder zu verändern – wir lieben uns nicht, weil wir uns brauchen. Wir sind unterschiedliche Persönlichkeiten, wir ergänzen uns, wir reizen und reiben uns, wir ärgern uns und bringen uns zum Lachen. Wenn ich ihn ansehe, muss ich nicht nach oben blicken und erst recht nicht nach unten: Weil wir auf Augenhöhe sind, schaue ich ihm immer direkt ins Gesicht.

Dazu kommt das vielleicht Wichtigste: Wir blicken beide in dieselbe Richtung. Ich mag es, mit welchem warmem Blick der Mann auf das Leben sieht, ich bewundere seine Ideen, mir ge-

fallen seine Träume, ich teile seine Werte. Es ist spät geworden, das Fest ist vorbei. Ich küsse den Lockenkopf zum Abschied auf die Wange, der Mann schenkt der Brünetten zum Abschied ein Augenzwinkern. An der Tür treffen sich unsere Hände, wir waren unter Menschen, jetzt haben wir Besseres vor. Egal, wie sehr ich vom Weg abkomme, ich weiß immer, mit wem ich nach Hause gehen will. Ich weiß immer, wo mein Kopf zur Ruhe kommt. Die Sonne geht auf. Wir spazieren nach Hause, erzählen uns gegenseitig unsere Versionen der Nacht. Wir können über unsere Eifersucht lachen, sie macht uns keine Angst. So ist es. So soll es bleiben. Ich habe einen Traum. Und derzeit denke ich gar nicht daran aufzuwachen.

Kanske Är Jag Kär I Dig – Jens Lekman

Wer sein Leben Heartcore verschrieben hat, weiß: Immer wenn man gerade nicht mehr damit rechnet, geht die Ära weiter. Nach sieben nicht weiter nennenswerten Singlemonaten war wieder Schluss mit dem Motto: »Warum Liebe ausleben, wenn man doch über sie grübeln kann.« Ich bin, zumindest was Männer angeht, recht klar im Kopf: Ich weiß immer sofort, in wen ich mich verlieben kann und mit wem es komplett unmöglich ist. Leider sind das die meisten. Zugegeben: Manchmal verwechsle ich Lust mit Schmetterlingen, aber nach einem Mal darüber schlafen, gern auch allein, bin ich mir stets sicher. Außer bei meiner ersten großen Liebe habe ich mich selten getäuscht, aber damals konnte ein Sommer auch noch den ganzen Menschen verändern, mit sechzehn geht so was. Aber das ist eine lange, heftige und ganz und gar andere Geschichte.

Vor einigen Wochen jedoch betrat ich eine Galerie in der

Nähe meiner Wohnung, nach deren erstem Besuch ich bereits geschworen habe: »Bei dem Kater meiner Oma, nie wieder setze ich einen Fuß in diese nordische Weinhölle.« Denn der Besitzer war mein durchgeknallter schwedischer Exfreund. Nun ja, der Kater lebt noch, zum Glück. Es war ein Samstagabend, ich war nicht in Ausgehlauene. Nichts deutete darauf hin, dass sich mein Leben noch heute von einem gemütlich dahinzuckelnden Dampfer in ein Schnellboot mit betrunkenem Steuermann verwandeln würde. Ein Freund überredete mich zu einem Drink, erzählte von seiner Eroberung, ich dachte: Verdammt, alle Welt stöhnt, und ich rede bloß. Auf dem Nachhauseweg war ich wieder versöhnt. Schreiben tut nicht weh. Außerdem hatte ich doch wunderbare Freunde, alles war sicher, niemand verletzte mich. Ich lief an der Galerie vorbei, sie leuchtete warm, es war Herbst und ich dachte: Warum nicht? Ein Absacker konnte nicht schaden. Die Drinks waren günstig, zudem waren der Schwede und ich inzwischen angeblich so etwas wie Freunde. Er war keine Gefahr mehr. Ich betrat die Bar. Tja, die Skandinavier sind ein flinkes Volk: Wenn einer geht, kommt gleich der Nächste.

Ich sah ihn schon beim Reinkommen. Er stand hinter den Tresen, trug eine dunkelblaue Kappe, ein Sakko, beim Näherkommen sah ich seine Halskette mit der goldenen Pistole. Er hatte, wie so viele Schweden, etwas Eigenwilliges und Stilsicheres an sich, er sah gut aus. Und er wusste es. Aha, dachte ich. Als er mich sah, richtete er sich auf, rief: »Dich kenne ich doch.« Peinlicherweise dachte ich nicht bloß, sondern sagte: »Haha!« Er hatte recht, wir waren uns schon einmal begegnet, zwei Jahre zuvor. Um wie viel attraktiver einer doch wird, wenn man nicht mehr in seinen Landsmann und Kumpel verliebt ist. Der Ex war zum Glück nicht da. Dann hätte er die Szene, die er später machen sollte, vielleicht im Keim verhindert.

Emil und ich redeten von Anfang an nicht, wir kämpften. Er war feurig und forsch, ich war erhitzt und scheinbar kühl. Seine beiden Freunde saßen auf Barhockern, wir waren die Show. Einer der Kumpels zückte seine Kamera, sagte: »Ihr zwei seid wie Burton und Taylor in ›Wer hat Angst vor Virginia Woolf?‹«. Ich dachte: Oha! Ich dachte an diesem Abend ohnehin – falls ich überhaupt dachte – wie nur Comicfiguren sprechen. Emil fragte nach zehn Minuten: »Darf ich dich küssen?« – »Nein.« Nach einer halben Stunde fasste er mir an die Hüften. Ich wand mich. Schob seine Hand weg. Nach einer Stunde sagte er: »Vielleicht verliebe ich mich in dich.« Dann lachte er. Ich lachte auch. Er war unverfroren, charmant und mutig. Er war ein Biest. Ich ließ ihn zappeln.

Wir gingen trinken: Bier auf Wein – ich pfiff auf »das lass sein«. Wir redeten übers Küssen, ich sagte unglaublich unverfrorene, blöde Sätze wie »Ich kann küssen – viele Männer dagegen gar nicht. Deren Zunge schiebt sich wie ein Bohrer in deinen Mund – na ja.« Emil guckte weg und tippte auf seinem iPhone. Seine Freunde waren dagegen hoch interessiert. Der Wundervolle mit der Freundin sagte: »Küss doch einfach uns drei, zum Test.« Ich lachte zu laut. Irgendwann stand er vor mir, es war kurz nach vier. Draußen immer noch Zappenduster. Ich war etwas zu betrunken. Er sagte: »Wenn nicht jetzt, Baby, wann dann?« Ich schüttelte den Kopf. Er rief: »Ich sehe dich doch eh nie wieder.« Dann fragte er nach meiner Nummer. Ich lief nach Hause, ich sang, mein Kopf tanzte, ich war übermüdet und außer Rand und Band.

An nächsten Vormittag rief er an. Ich schlief noch. Er klingelte wieder. Ich grinste und ging duschen. Beim dritten Mal nahm ich ab. Wir verabredeten uns. Am Abend lief ich zu der Pizzeria, ich war aufgereggt und hübsch gemacht. Er wartete rauchend, doch nicht allein. Neben ihm standen seine zwei Freunde. Drei Schweden waren selbst für einen Skandinavien-

Fan wie mich zu viel. Was soll's, dachte ich, mach dir einen netten Abend, in wenigen Tagen fährt er eh wieder weg. Für saubere Affären bin ich eh viel zu weich.

Wir gingen erst essen, dann trinken. Ich blieb lange bei Wasser und Espresso. Emil tippte wieder auf seinem Handy. Ich war wütend und genervt. Erst später sah ich seine SMS: »You are attractive. Damn it!«

Ich war entflammt. Und skeptisch. Er benahm sich so, wie ich es nicht mag: gestreute Konzentration, abwesend und dann wieder zu nah. Das Abwehren fiel mir schwer, ich wollte ihn, aber nicht so. Er war charmant, er war Musiker, er war nicht zu knacken, und ich verstehe jeden Mann, der sich jetzt aufregt, aber: Frauen kickt das manchmal. Weil einige von uns in der Beziehung unglaublich naiv sind. Wir meinen: Der muss gerettet werden. Der will lieben, der schreit förmlich nach Liebe. Und wenn die richtige Frau kommt – zufällig wir –, wird von dem betörenden Casanova nur noch die Betörung bleiben.

Es stimmt fast nie. Und es ist verdammt anstrengend.

Er wirkte aufgeregt, bevor wir uns verabschiedeten. Sagte: »Du bist mir ähnlich, wir sind beide zu intensiv. Wir würden uns die Köpfe einschlagen.« Dabei zwinkerte er nicht, sondern kippte nur hastig seinen Drink. Zwischendrin mochte ich ihn nicht besonders. Ich ging nach Hause. Ich war erschöpft. Er textete: »I want you, I want you. Woman, say something nice, please.«

Ich schaltete nicht etwa das Telefon ab, nein. Ich schrieb eine Nachricht, die den Satz »Good night, tiger« enthielt. Und noch einen, den ich definitiv nicht wiederholen werde. Tiger! Lassen Sie sich das mal auf der Zunge zergehen. Angeknallt-sein macht angreifbar und manchmal auch lächerlich.

Das war der Startschuss. Dinge kamen ins Rollen. Und rollten einfach weiter. Rollten, rollten, rollten. Und dann über-

rollten sie mich, das Leben, wie ich es kannte, war wieder vorbei. Etwas Neues hatte begonnen. Ich dachte gemeinsam mit den Eels: »And I was thinking 'bout how/Everyone was dying/And maybe it's time to live.«

Ich war auf einen Schlag wieder lebendig. Alles erhielt eine neue Farbe. Wir trafen uns am folgenden Abend erneut, diesmal allein. Er war zurückhaltend und wunderbar, wir redeten fünf Stunden lang und mir gingen die Gründe aus, warum ich ihn nicht küssen sollte. Am nächsten Abend würde er wieder nach Stockholm fliegen. Doch diese Nacht war eine von jenen, nach denen man süchtig wird: Er ließ den Flieger sausen, seine Freunde verabschiedeten sich mit einem Lächeln. Er wohnte drei Tage und vier Nächte bei mir.

Es waren die Tage, als der Himmel seine Launen hatte und Petrus es immer zur richtigen Zeit regnen ließ: nachts. Es war die Zeit, als es zu warm für den Oktober war und die Leute draußen in den Cafés saßen, als gäbe es nichts Besseres zu tun. Es war die Zeit, als es nichts Besseres zu tun gab. Als die Gitarre endlich wieder frische Saiten bekam und es Hände gab, die ihr Melodien entlockten. Es war die Zeit, als ein schöner Mann auf meinem Balkon Bob-Dylan-Songs spielte. Es war die Zeit, in der ich nicht ans Arbeiten dachte, weil ich wusste, dass zu leben jetzt wichtiger war, als davon zu erzählen. Es war die Zeit, als mich jeder auf der Straße anlächelte. Es war die Zeit, in der ich morgens zum Bäcker rannte und keine Sekunde Gedanken an ungesunde Kohlenhydrate verschwendete. Es war die Zeit von »The xx« und ihren Songs »Islands« und »VCR«. Es war die Zeit, in der es sich plötzlich so unverschämt gut anfühlte, wie er und ich siebenundzwanzig Jahre alt zu sein. Es war die Zeit, als ich zu einem Vorgespräch für ein Sexbuch – das aus gutem Grund nie geschrieben wird und wurde – rannte und wir schmunzelten und artig recherchier-

ten. Es war die Zeit, als wir in der S-Bahn eine schöne Frau sahen und er nur Augen für meine Ohrläppchen hatte, weil er mich nicht ärgern wollte. Es war die Zeit, als ich tagsüber unterwegs war und er schrieb: »Ohne dich ist alles nichts.« Mein schwedischer Existentialist. Es war die Zeit, als ich mich genötigt fühlte, eine Dankesliste zu schreiben. Versuchen Sie das mal. Wenn man glücklich ist, will man der ganzen Welt danken. Denn Verliebtsein ist ein Geschenk.

Danke: Gott, Sonne, Mond, den Sternen und dem Wetter, jedem Regentropfen und dem letzten warmen Tag. Einem trägen Samstagabend, allen Katern, die ich in den letzten Wochen hatte. Olle und Oskar, den zwei Strahlemännern, und sogar, wer hätte das gedacht: meinem Ex. Dem schönen Licht, der sehr lässigen Lederjacke, der letzten Zigarette, den Berliner Streunern, der überspringbaren Absperrung im Checkpoint-Charlie-Museum. Den Magazinen im Café Bravo und der Umfrage: »Was muss ein richtiger Mann können?« Unserem anschließenden Praxistest. Für den Moment, als wir beide zu laut atmeten. Für Schirme, Reinemacher, Pizzabäcker und für den Kerl auf der Straße, der sagte: »Herrlich seid ihr beiden!« Für die Schwarz-Weiß-Fotoautomaten. Für: »Ich kann dich halten die ganze Nacht mit meinen angezogenen Sachen. Lade mich ein!«

Jedem Sandkorn. Für »Tender« und »Good Song« und die Verweigerung von »Under Pressure«. Dem spinnerten Gedanken, wie unsere Kinder wären, und dass sie drei Sprachen könnten. Seinem Stil und seinem weißen Shirt. Dem Gefühl, aus dem Winterschlaf zu erwachen. An das Glück, drei Tage im Heute zu leben. Seinem »Darling«.

Der perfekten Umarmung und dieser kargen, flackernden Stadt. Dem Glück, das einen überfällt und mit dem man tanzen sollte. Seiner Sprache, die für Kinder gemacht ist. Danke, Emil. Merci, Schweden. Tack.

Tick, tick, tack. Bitte, gerne.
Und ab.

Der Schwede und ich sollten nicht dauern. Aber es waren verträumte und wunderbare Wochen, wir schrieben uns täglich, dann wurde es kurz hässlich. Inzwischen mag ich ihn wieder, wir sind Freunde. Mein Dankeschön habe ich nie zurückverlangt.

An Imagined Affair – Elbow

Eine Warnung vorweg: Der folgende Text ist nicht für Menschen geeignet, die bei Liebesfilmen Hautausschlag bekommen und denen zu langstieligen Blumen nur Rosenkrieg einfällt. Nichts für jene, die mit Herzschmerzen nur in Berührung kommen werden, wenn sie dem Infarkt nahe sind, die »Träume« auf »Schäume« reimen und gegen die Kälte der Welt ihre Zentralheizung hochdrehen. Von Ihnen verabschiede ich mich an dieser Stelle aufs Freundlichste, bitte blättern Sie weiter – auch ich habe schlechte Tage. Doch in der vergangenen Woche waren die guten deutlich in der Überzahl. Um es gleich klarzustellen: Ich habe weder einen knackigen Kerl kennengelernt, noch eine Gehaltserhöhung bekommen, was ehrlicherweise beides für Wolkenverzug und tropische Temperaturen in meinem bis dato anhaltenden Stimmungstief gesorgt hätte. Nein, ich bin noch immer ein armer Single. Und doch hat sich etwas bewegt. Denn ich habe etwas sehr Wertvolles zurückgewonnen: den Glauben an die große Liebe. Wie, werden Sie fragen, lässt sich denn bitteschön ganz ohne Romanze das wohl romantischste aller Gefühle erleben? Nun ja, die Antwort ist profan: Ich war im Kino.

Es war ein hässlicher Tag. Mein Chef hatte gerade mein neues Thema (Arbeitstitel: »Gut im Bett, leider nirgendwo sonst«) abgelehnt, mit der Begründung, ich müsse mal wieder etwas schreiben, was den Leser emotional packen würde. »Casablanca« in Textform, »Romeo und Julia« in der deutschen Stadt, irgendwas mit Liebeskummer, und warum den jeder mal hat. Ich fiel fast vom Glauben ab: Wenn selbst bei meinem alles andere als pruden Verlag Sex nicht mehr als Identifikationsthema Nummer Eins funktionierte, dann, tja, dann verstand ich erstens: die Welt nicht mehr und hatte zweitens: tatsächlich ein Problem. Ich rief meine Freunde an, um mich auszuheulen und sie thematisch nach Strich und Faden auszusaugen. Aber merkwürdigerweise nahm keiner ab – ein Umstand, den es in seligen Prä-Heartcore-Zeiten noch nie gegeben hatte. Da das letzte bemerkenswerte Kribbeln im Bauch, an welches ich mich erinnere, der Beginn einer Magenverstimmung war, tat jedoch fremde Hilfe not. Folglich besuchte ich die Spätvorstellung einer als restlos verkitscht verschrienen Schmonzette. Ich dachte, na dann mal los, Hollywood, zeig's mir: Gib mir mein Herz zurück! Ich war mir sicher: So leicht kriegen die mich nicht. Die Ironie wird mich schützen. Im Nachhinein sage ich: »Scheiß auf Ironie, her mit den rührenden, schrecklich peinlichen und schrecklich schönen, ganz großen Gesten.«

Der Film handelt von einer Frau, die bereits den perfekten Kerl gefunden hat. Sie sind verheiratet, sie streiten und lieben sich wie verrückt. Das ist der Vorspann. Dann wird es schwarz auf der Leinwand, ein halbes Jahr ist vergangen, der Mann ist tot. Gehirntumor. Doch weil der Mann ein famoser Mann war, hat er seiner Angebeteten vor seinem Ableben Briefe geschrieben, ein Tonband aufgenommen, eine Reise nach Irland organisiert. Weil er sie wirklich geliebt hat, schubst er sie mit seinen Nachrichten nach und nach zurück ins Leben. Und

weil sie vernarrt in ihn war und vor Trauer beinahe wahn-sinnig wird, liest sie nicht nur seine Zeilen, sondern fühlt ihn noch immer um sich. Wahre Liebe, sagt der Film, kennt keine Grenzen und überdauert auch die endgültige Trennung, den Tod.

Falls die Zyniker an dieser Stelle immer noch dabei sind: Ich hatte Sie gewarnt. Denn entgegen jedem intellektuellen Anspruch, jeder Anforderung an Subtext und der Verachtung filmischer Manipulation: Ich heulte wie ein Schloshund. Und fühlte mich im Anschluss gleichzeitig so, als wäre ich selbst rettungslos verliebt.

Als ich nach Hause kam, versuchte ich kurz, meinen Verstand auf den Plan zu rufen. Wenn ein schnulziger Film so einen Glücksschock transportieren kann, ist Liebe dann tatsächlich ausschließlich an die eine, andere Person gekoppelt? Oder ist es nicht eher ein universelles Gefühl, etwas, das wir schon haben, bevor wir den anderen treffen? Etwas, das viel mehr mit uns selbst als mit der begehrten Person zu tun hat? Ich fragte mich: Ist die große Liebe nicht viel mehr eine Haltung als eine Erfahrung? Etwas, das wir sind, und nicht etwas, das uns passiert?

Und auch wenn ich die Antwort nicht weiß, hatte ich an diesem Abend das Bedürfnis, meine Freude mit jemandem zu teilen. Folglich machte ich das Romantischste, was mir in meiner Situation einfiel. Ich schrieb einen Brief an den Mann, den ich in der Zukunft lieben werde. Wenn Briefe aus der Vergangenheit funktionieren, dachte ich, funktioniert selbiges gewiss auch andersherum. Da an dieser Stelle eh nur noch die Softeren unter den Heartcore-Lesern bei der Stange sind, voilà:

Liebster Fremder,

wir kennen uns noch nicht, sind uns wahrscheinlich auch noch nie begegnet. Ich weiß nicht, ob Du zu diesem Zeitpunkt in Berlin lebst oder in Dublin, in New York oder in Freiburg. Das Einzige, was ich weiß, ist, dass wir uns über den Weg laufen werden, wenn die Zeit gekommen ist. Mein Leben ohne Dich ist meistens schön. Ich glaube nicht an die Theorie, dass sich zwei Menschen vervollständigen sollten. Ich glaube daran, dass es im Leben zuallererst darauf ankommt, mit sich selbst glücklich zu sein. Ich hoffe, dass es Dir gerade gutgeht, du heute schon mehr als einmal gelächelt hast. Dass Du jeden Tag Musik hörst und zwar Lieder, die Dich anrühren oder zum Tanzen verleiten. Ich wette, das ist Deine Lebenshaltung: die Welt mit einem Luftsprung. Da Du wahrscheinlich sehr geschmackssicher bist, traue ich mich nicht, Dir den Filmtitel zu nennen, der mich zu diesem Brief inspiriert hat. Egal, wahrscheinlich pfeifst Du eh darauf, was andere von Dir denken.

Wenn Du in Berlin bist, solltest Du unbedingt im »Goldenen Hahn« speisen, weniger wegen des Essens, das ist okay, viel mehr wegen der grandiosen Platten, die aufgelegt werden. Du solltest Dich in der Hotel-Bar betrinken und in Kim's Karaoke Bar deine Schüchternheit ablegen und singen. Und egal, ob Du lieber Kohle oder Kunst machst: Ich hoffe, dass alles, was Du anfasst, Deine Handschrift trägt. Denn jeder Mensch ist ein Unikat. Ich bin mir sicher, Du bist ein ganz besonders schönes. Ich freue mich darauf, Dich kennenzulernen.

Deine Johanna

P.S.: Ich liebe Dich.

God Knows (You Gotta Give To Get) – El Perro Del Mar

Es ist November. Kaum vor der Tür, schon geht das Zittern los. Es regnet, wird zu früh dunkel. Zeit für brennende Fragen: Genügt es schon, etwas von ganzem Herzen zu wollen, um es tatsächlich zu bekommen? Und wie schafft man es in der Zwischenzeit, inmitten der Warteschleife, seinen Kopf nicht hängen zu lassen oder den Mut zu verlieren? Ist das Ziel wichtig oder der Weg das Entscheidende? Natürlich reden wir hier nicht von Geld, wir reden von anderen Kalibern, die aber nicht minder die Brust beschweren oder auch zu Luftsprünge animieren, je nachdem. Von Wünschen, die so wertvoll sind, weil sie nicht käuflich zu erwerben sind, auch wenn manche das anders sehen. Aber wir nicht, denn wir sind schlau. Wir reden von nichts weniger als von Glockenläuten und Trompetenfananen: von der Liebe. Es geht um das Erobern einer Frau. Und ihres Herzens. Die Geschichte handelt von meinem guten Freund Theo.

Theo ist einer dieser Typen, die dem Wort »Eigensinn« ein Gesicht verleihen. Er lebt mit seinem Kater Gorbatschow und seinem Flipperautomaten im Berliner Bezirk Lichtenberg, also genau dort, wo andere Menschen nicht mal ihren Hund begraben lassen wollen. Theo ist das wurscht, und eigentlich genießt er das sogar, denn er ist ein Sturkopf und keiner, der das hochhält, was die Masse propagiert. Wenn Theo getrunken hat, klettert er nachts über die Dächer von Berlin, klaut Fahrräder und stellt sie an der nächsten Ecke wieder ab. Theo ist Programmierer, doch wenn draußen die Lichter ausgehen, schreibt er einen Roman über die Weltherrschaft der Chinesen oder auch die Nichtexistenz der Zeit. So genau habe ich das, ehrlich gesagt, nie verstanden. Er verdient im Moment recht viel Geld mit relativ viel Arbeit und investiert es vor al-

lem in leibliche Genüsse: Einmal quer durch die Speisekarte bitte. Und natürlich in Wein und Wodka.

Theo ist ein toller Typ, zum Schreien komisch und dazu noch hübsch, sehr unabhängig. Außerdem verfügt er über ein intaktes Hirn. Er denkt viel, gibt viel, bringt andere zum Lachen, und wenn er könnte, wie er wollte, würde er genau das machen, was er derzeit ohnehin schon macht. Wir könnten uns Theo also als einen zufriedenen Menschen vorstellen. Aber das wäre ja zu einfach, denn irgendwas fehlt immer und bei Theo ist dieses Etwas, die Miss, die morgens neben ihm aufwacht. Wer das sein soll, ist ihm natürlich längst klar, nennen wir sie der Einfachheit halber die bezaubernde Jeannie. Er kennt sie seit genau 142 Tagen.

Es war ein Mittwoch im Juni, als er sie zum ersten Mal sah – die Bäume hatten noch Blätter und Amerika einen haarigen Präsidenten. Er wusste sofort: Die oder keine, und nicht nur für jetzt und eine rauschende Nacht, sondern von nun an und für immer.

Man kann das gefühlsduselig und unrealistisch nennen, aber verdammt nochmal, was, wenn nicht die Liebe, soll, muss, kann und darf nur aus dem Bauch entschieden werden und fordert geradezu dazu auf, jederzeit mit Superlativen zu jonglieren, bis einem selbst und jedem, der zuschaut, ganz schwindelig wird? Eben! Leider hat Jeannie in ihrem Leben keinen wie Theo eingeplant, sie hat einen Freund und zwar schon lange. Sie scheint jedoch beeindruckt von Theo, schließlich steht nicht jeden Tag ein Mann vor einer Frau und macht ihr klar, dass es jemanden gibt, der allein aufgrund ihrer Anwesenheit schon Glücksschocks Marke »Nicht mehr zurechnungsfähig« erleidet. Sie kennen sich also schon einige Neu-monde und seitdem hat sich manches getan und vieles nicht bewegt. Inzwischen telefonieren sie immerhin beinahe jede Nacht, er liest ihr Geschichten zum Einschlafen vor, hört ihr

geduldig zu und kocht ihr Essen, wenn Uni-Stress der Dame auf den Magen schlägt.

Es gibt Menschen, die das Gefühl haben, dass Theo von der Lady nur ausgenutzt würde, dass sie ihn nie küssen wird und sich an seiner Schulter zwar ausweint, aber niemals zur Nacht betten wird. Offiziell vertrete ich eine ähnliche Haltung, schließlich ist mir an Theos Wohl gelegen und ich will nicht, dass er sehenden Auges in eine Tragödie stolpert. Ingeheim aber bewundere ich ihn und beneide ein wenig die Dame. Denn Theo hat seinen Humor nicht verloren, obgleich seine Launen seither Achterbahn fahren. In guten Momenten regiert seine Selbstironie. Theo sagt dann: »Ich mag, dass sich alles so langsam entwickelt, ich genieße es, Sehnsucht zu haben.« Er behauptet in trunkenen Stunden, die bezaubernde Jeannie sei seine Mission, so wie andere Menschen eben Berge besteigen oder Japanisch lernen würden.

»Wenn ich den Mount Everest erklimmen will, renne ich doch auch nicht einfach mal an einem Nachmittag los, nein: Ich bereite mich vor, ich plane jeden Schritt. Ich trainiere so lange, bis nichts mehr schiefgehen kann, und dann zeig' ich es den verdammten Steinen und trotzte der Höhenluft.«

»Theo, ist dem Küssen einer Frau wirklich mit alpinen Metaphern beizukommen?«, frage ich.

»Na klar, also ja, absolut«, sagt Theo dann. »Wer den Himmel anvisiert, sollte sich sicher sein, dass er genügend Puste hat.«

»Aha«, sage ich und dann besser nichts mehr. Denn seit Theo Jeannie getroffen hat, ist etwas Merkwürdiges passiert: Er ist weltwilliger geworden, charmanter, er ist die beste Version seiner selbst. Er hat einen Antrieb gefunden, für den es sich lohnt, ein toller Mensch zu sein. Er fühlt sich lebendig. Und was, wenn sie ihn letztendlich abweist und er niemals den Gipfel besteigen wird? Theo hat dazu, wie immer, seine ganz eigene Haltung: »Bevor ich Jeannie traf, fühlte ich mich fast

wie eine Maschine. Ich funktionierte bloß, aber ich fühlte wenig. Seit ich sie kenne, ist selbst das Leiden bittersüß: Ich bin am Leben, und vegetiere nicht bloß vor mich hin.«

Theo und ich und jeder, der ihn kennt, können dankbar sein, dass es Jeannie gibt, auch wenn sie den Fehler machen sollte, einen der lässigsten Kerle, die frei herumlaufen, abzuweisen. Denn natürlich ist es ein schönes Gefühl zu bekommen, was man will. Manchmal ist das Warten darauf jedoch noch viel besser. Ein Paar sein, das können viele, das hat die Natur so vorgesehen. Einen Menschen zu verehren, der einen hinhält, ohne dabei seinen Stolz zu verlieren oder sich selbst zu bemitleiden, das ist eine Kunst. Und mein Freund Theo ist ein verdammt talentierter Künstler.

(Inzwischen hat er es tatsächlich geschafft – Theo, dieser Gipfelstürmer!)

My Body Is A Cage – Arcade Fire

Part I

»Fast wünschte ich mir, wir wären Schmetterlinge und lebten nur drei Sommertage lang. Drei solche Tage mit dir könnte ich mit mehr Entzücken füllen als fünfzig gewöhnliche Jahre jemals fassen könnten.« So etwas schreiben nur Verliebte. Jene, die wissen, dass die Zeit nicht immer der Freund des Entflamnten ist. Jene, die ahnen, dass die Welt wie sie ist, nicht per se ein Ort für Zärtlichkeit, Schönheit und Sehnsucht ist. Das schreiben Menschen, die etwas verteidigen wollen gegen die Rohheit und den Pragmatismus des Alltags, die für etwas kämpfen, was nicht für Terminkalender, Schnupfen und Stoppschilder gemacht ist. So etwas schreiben Träumer, die wissen, dass ihr Traum zwar ein Traum ist, jedoch einer, den es dennoch zu verteidigen gilt.

Wir vergessen eines bei unserer Suche nach Liebe und dem perfekten Partner immer wieder: Dass eine große Liebe vor allem eine große Hingabe unsererseits verlangt, dass sie einen nicht überkommt wie eine tückische Viruskrankheit, sondern dass ihre Heftigkeit in dem Maße steigt, in dem wir uns nach ihr sehnen und bereit sind, für sie zu atmen. Zu laufen, zu weinen, zu lachen, zu kämpfen und uns ihr zu verschreiben. Die großen Liebespaare der Geschichte gingen noch eine Spur weiter: zu sterben. Die Leidenschaft, die große Liebende zeigen, ist nicht etwas, zu dem sie die Umstände oder die andere Person zwingen. Es ist etwas, das sie aufbringen, anbieten und verteidigen. Sie erfordert Mut. Diese Art von Liebe ist – hat sie einen einmal gepackt – keine Wahl mehr. Sie wird uns durchs Feuer schicken. Sie wird uns verändern. Sie ist Segen und Fluch zugleich – zumindest überzeugten uns Dichter aller Dekaden immer wieder davon.

Die Zeilen vom Anfang stammen aus der Feder von John Keats, einem Poeten des 19. Jahrhunderts, einem großen Romantiker und Verzauberer seiner Zeit. Warum ich gerade jetzt den wunderbaren, aber eben auch bereits lange verstorbenen Keats zitiere, um etwas über Verliebtheit, Ekstase, Sehnsucht zu begreifen, ist Zufall: Ich war im Kino. Gemeinsam mit meinem besten und oberflächlich betrachtet in jeder Beziehung sehr coolen Freund Luis. Ich ahnte, dass der Film für seinen Geschmack eine Spur zu romantisch sein würde, jedoch lockte ich ihn mit seinem schlechten Gewissen und Bier. »Luis, Art-house, und zwar jetzt«, rief ich. Luis täuschte einen Herzinfarkt vor. Ich bat: »Tu es mir zuliebe. Meine Liebesmission und deine drohende Verdummung schreien danach.« Luis ging mit. Wegen mir, nicht wegen des drohenden Absterbens seiner Gehirnzellen nach dem zehnmaligen Schauen von »Lesbenlack Teil 3« und »Rocky«. Na gut, vielleicht auch ein klein wenig wegen des Freibiers. Dennoch: toller Freund, der Luis.

Der Film hieß »Bright Star« und handelt von der Beziehung zwischen der jungen Schneiderin Fanny und dem Dichter Keats. Von zwei Menschen, die auf den ersten Blick wenig gemeinsam haben, außer, dass sie schon bald verrückt nacheinander sind. Ihre Liebe steht von Anfang an unter keinem guten Stern: Er ist ein bettelarmer Poet, sie eine Frau, was in jenen Tagen keineswegs Unabhängigkeit versprach, sondern vor allem zur klugen Wahl eines betuchten Ehemannes aufrief.

Es ist die große Liebe, die erste, jene Art von Liebe, die das Absolute verlangt, in der jede Stunde ohne den anderen bedeutet, dass einem die Luft aus den Lungen gedrückt wird. Es ist die Art von Liebe, in der so viel Erwartung, Glücksversprechen, Tiefe und Himmel liegen, dass zwei Menschen fast nur an ihr scheitern können. Zur Not sind es die ungerechten Umstände, die das Glück verhindern, heute wären es vielleicht – viel kleiner – seine Traamtänzelei, ihre Lust auf Gesellschaft oder ihr Realismus und seine Utopie, in der kein Alltag Platz findet.

Ich weinte gegen Ende des Films, obgleich ich vorher wusste, dass er jung starb, dass ihre Liebe nicht dauerte. Ich weinte, als der tolle Ben Wishaw alias Keats zum Abspann ein Gedicht rezitiert. Ich weinte und wusste nicht genau, warum, und es war auch nicht wichtig. Ich fühlte mich gut und wischte die Tränen nicht weg, sie liefen meine Wangen herunter. Ich weckte Luis aus dem Dämmer Schlaf.

Auf dem Nachhauseweg verstand ich: Ich weinte aus Sehnsucht. Ich weinte, weil ich mich erinnerte, weil etwas in mir diese Liebe verstand, weil die Welt nicht simpel und gerecht ist, sondern uns an Extreme führt, und weil beide diese Extreme mit so viel Größe ausgehalten haben. Ich weinte, weil beide einander kompromisslos verehrten, auch wenn es ihnen hauptsächlich Schwierigkeiten einbrachte. Ich weinte, weil er starb und sie ohne ihn weiterleben musste, und weil ich nicht genau wusste, was das unglücklichere Schicksal war. Ich weinte, weil

die Welt immer weiterrattert, egal, welche Himmel Liebende bereits erstürmten. Ich weinte, weil ich ahnte, dass unser Unglück immer auch die Erbarmungslosigkeit der Zeit ist. Weil wir im anderen und damit auch in uns die momentane Vollkommenheit finden können und weil es doch nicht dauert – entweder zerbricht das Gefühl oder Schicksalsschläge reißen uns auseinander. Ich weinte, weil nichts bleibt, wie es in den schönsten Momenten ist: leicht, zart, unschuldig und ganz.

Beide hatten noch keine Angst vor der bedingungslosen Liebe, obwohl sie ihre Fallhöhe bald bemerkten. Beide liebten sich so, wie es sein soll: ohne Spielchen, ohne Taktieren, ohne einen Ballast aus Vorsicht und Scham. Es sollte nicht dauern, doch ich glaube nicht, dass beide ihre Zeit miteinander bereuten.

Aus demselben Grund finde ich die Zeilen von John Keats an seine Geliebte so schön und verständlich: Drei Sommertage gelebtes Glück reichen manchmal für ein Leben und übertreffen an Qualität, was die Quantität unserer wankelmütigen Jahre uns nicht bieten kann. Vollkommenheit. Ankommen. Ewigkeit. Heimat. Nicht jede Liebesgeschichte braucht ein Happy End. Denn das Ende ist nie glücklich, sondern immer ein Abschied. Es sind die Augenblicke dazwischen, für die es sich lohnt, abzuheben und für einen flatterhaften Moment lang ein Schmetterling zu sein. Wer lebt, muss irgendwann sterben. Doch nur wer liebt, kann fliegen.

Wake Up – Arcade Fire

Part II

Auf dem Nachhauseweg – Berlin war weiß wattiert, klirrend kalt und beinah friedlich – begriff ich nicht nur, dass die Sehnsucht nach dieser Art von Liebe bereits in sich eine Erfül-

lung ist, sondern auch, dass Menschen augenscheinlich nicht dasselbe suchen, lieben oder schön finden. Auch wenn das für mich manchmal schwer zu verstehen und noch schwerer zu akzeptieren ist. Letztendlich ist doch alles Liebevolle, aus dem überfließenden Gefühl Kommende schön, ein wenig lächerlich vielleicht, oder niedlich, aber dennoch: schön. Weil es wahr ist, weil es ursprünglich ist, genauso wie Tränen, die Sterne und Schlafen. Doch was wahr ist, ist streitbar.

Luis schnaubte anhaltend vor sich hin, ich träumte wie ein bekiffter Straßenfeger und machte wahrscheinlich ähnlich dubiose Geräusche: verzücktes Summen und Seufzen. Wir beide wussten, dass es nur noch Minuten dauern würde, bis einer von uns zuerst erklärte, was er von einem derart schwärmerischen Film zu halten hatte. Eröffnung Luis: »Ganz hübsch, der Film, leider unrealistisch. Der Kerl hat nicht mal versucht, mit der Maus zu vögeln, nee, das kauf ich nicht ab.« Ich stöhnte auf. Erster Zug verschenkt.

Luis rief: »Siehst du! Wir sind sexuelle Wesen. Wenn ich eine Frau liebe, will ich sie. Und zwar kein verklärtes Hirngespinnne, sondern mit Haut und Haaren.«

»Aber das war doch das Schöne an den beiden«, rief ich. »Sie glaubten, ihnen gehöre die Welt, sie hätten alle Zeit. Sie hatten Respekt voreinander. Außerdem war ihre Zuneigung vorsichtig und träumerisch.«

»Hanna, come on. Davon kann man sich nichts backen. Männer sind nicht so, und wenn, dann sind sie vielleicht eher ...«

»Ja, los, Luis«, rief ich, »was sind sie dann? Vielleicht wunderbar?«

»Nee, schwul!«

Unser nachfolgender Wortwechsel war wenig politisch korrekt und nur mit Nachsicht gegenüber Klischees zu ertragen.

»Schwul, soso«, rief ich, »letzte Woche hieß es noch,

›Schwule haben Glück‹«. »Die machen um Sex nicht so 'n Wirbel.« Wir starrten uns an. Luis zischte: »Naive Spinnerin!« Ich fauchte: »Vulgärer Eisklotz!« Dann wurde es uns zu kalt und wir gingen einen trinken.

Wir gingen in die nächstbeste Spelunke. In eine sehr deutsche Eckkneipe, obskurerweise von Thailändern betrieben. An der Wand hing ein Fernseher, es lief MTV Europe ohne Ton. Man sah die Ausgeburten unserer aufgeklärten Tage: brustwedelnde, debile Chicks, hohle Grinsebacken mit Sixpack. Paris Hilton neben Egalistas. Die Teppiche waren nicht mal rot, sie waren pink. Die Farbe des grellen Grauens. Die Kamera erfasste jede gepuderte Pore, es wurde gebussert und geblitzt. Es war schlimmer als nur peinlich: Es war jämmerlich. Traurig. Luis orderte Wodka und Bier. Er grinste plötzlich wieder.

›Zack, Hanna, an die Theke, zack, zack.« Er rieb sich die Hände: »Endlich.«

Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen: Luis ist der Teufel. Gut gekleidet, mit tadellosen Manieren, wenn er sie braucht. Ein Killer der Verführung und ein Zauderer in Herzensdingen. Er blüht auf, wenn es dunkel wird. Die Nacht ist sein Terrain. Er liebt das Grotteske, den Schmutz, den Exzess, schwarzen Humor und polierte Schuhe. Alle, die den Teufel mit einer hässlichen, schmutzigen Gestalt verwechseln, haben eines nicht verstanden: Der Teufel ist Macht, darum ist er schön und gewitzt und reich – er schlägt uns mit unseren eigenen Begierden. Er muss uns kein Haar krümmen. Die Drecksarbeit erledigen wir ohnehin ganz allein. Wir sind das Grauen, niemand anders. Abgesehen davon, dass es den Teufel in Wirklichkeit nicht gibt, aber Metaphern müssen erlaubt sein. Luis schafft es immer, sich durchzuwurschteln. Sein Leben gleicht von außen betrachtet einem Fitzgerald-Roman. Luis hat ein großes, klaffendes Herz, das er wunderbar verstecken kann.

Wir waren die einzigen Gäste, die hässlichen Aschenbecher standen blank und blitzend vor uns, der Weihnachtsschmuck oder die Silvestergirlanden – so genau kann man das ja nicht immer sagen – waren noch nicht abgehängt. Natürlich lief nicht »Sympathy For The Devil«, sondern ein Cover von »Knocking On Heaven's Door«. Luis flirtete mit der Bedienung. Der erste Schluck, unbequemer Barhocker. Tresengrauen aus hellem Fichtenholz. Wir zündeten uns zeitgleich eine Zigarette an. Ich dachte an Gabriel, warum gerade jetzt, wüsste nicht mal Luis. Der war sich plötzlich ganz sicher: Bester Ort, um jetzt und hier zu trinken, er wollte Unsinn reden, kleiner Luis, jungenhafter Luis. Quasselmania, wie, was, warum? Bitte nicht fragen. Es ging um Kater, Tanzschritte, den Thrill des Jahres, um die krawattige Stillosigkeit des Außenministers, um Coney Island Baby und Whisky. Mein Körper war anwesend, ich grinste an den richtigen Stellen, nickte oder sagte »Luis, du Sau« – im Zweifelsfall zieht das immer. Es ist erschreckend, wie wenig wir uns gegenseitig zuhören, denn wenn ich von mir auf andere schließe: Mein Geist ist woanders, ich warte auf die kleine, unbedachte Pause, in der ich reden kann. Die anderen sind Stichwortgeber und das Leben rast vorbei. Doch ich hatte meinem Traum nachzuhängen: Wir sind wieder unschuldig, wir können wieder so lieben wie am ersten Tag: Jesus, Maria und Joseph!

Ich hatte wohl einmal zu wenig den Kopf geschüttelt. Luis schnipste mit dem Finger: »Erwischt! Du summst zu ›With or Without you«, geht's noch? Gleich wünschst du dir ›The Police« und erzählst mir, du könntest nicht ohne diesen – hab den Namen vergessen – leben.«

»Selbst wenn«, antwortete ich.

»Oje, du bist auf jeden Fall verlorener als ich«, sagte Luis, »und das will was heißen.«

Die Thailänderin ließ wegen Luis' Zwinkern ein Schnapsglas

fallen, was bei Schnapsgläsern ja nicht so schlimm ist. Hysterisches Lachen. Luis' Zippo in meiner Hand, ich wollte plötzlich die Bar ankokeln. Genauso wie ich früher oft verführt war, Weingläser in gediegenen Etablissements einfach fallen zu lassen, wofür ich in Lissabon aus einer Bar geworfen wurde, weil ein Mann und ich das Maß für Scherben verloren. Oder so wie ich an U-Bahnsteigen Angst habe, aus einem Impuls heraus einfach aufs Gleis zu hüpfen, oder mich andernorts von Brücken zu stürzen. So wie ich im klassischen Konzert in Wien beinah Schimpfwörter gebrüllt hätte. Es ist eine milde Form von Fallsucht. Gegenstände, Stille oder sich selbst zu zerstören, um etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen. Um Monotonie zu durchdringen. Um die Kontrolle zu verlieren. Und natürlich: um dabei aufzufallen. Kindisch. Peinlich.

Eine weitere Stunde Streitereien um die Schnelligkeit, in der wir Beziehungen eingehen. Die scheinbare Wahllosigkeit. »Es darf nicht egal sein, Luis!«, sagte ich. »Egal ist das Todesurteil.« Wir redeten darüber, dass die Balzrituale verkommen waren, was Luis gut fand und ich bedauerte. Wir redeten über One Night Stands, die ich nicht mehr übers Herz brachte und von denen Luis sich nicht verabschieden wollte. Wir redeten darüber, ob wir in der Liebe nur uns selbst suchen oder etwas, das uns unserer selbst entledigt. Ich suche immer mich – in der schöneren, männlichen Version. Luis sucht alles, was er nicht ist, »denn noch einer wie ich und die Hölle ist offen!« Wir beide suchten etwas Unantastbares zum Anfassen.

Es war Januar. Es gab gerade keinen Mann in meinem Leben. Es gab Erinnerungen. Es gab Hoffnung. Es gab ein Gefühl, zu dem ein anderer Körper passte. Vielleicht kannte ich ihn, vielleicht nicht, er war nicht da, aber er lebte, das reichte mir. Denn mein Mantra jener Nacht war: Das Gefühl zieht al-

les nach sich. Wie ein Magnet. Die richtige Reihenfolge. Andere werden von der Liebe überrascht, da folgt Gefühl auf Gesicht. Nicht ich. Ich wusste nicht viel, eigentlich wusste ich gar nichts. Es gab einen Geschmack von Liebe, es gab Glück und Schmerz. Es gab Blumen, den Blues, den nachtkalten Himmel und Kinder, die niemals geboren werden. Es gab Einsamkeit.

Zu Hause angekommen, gab es Spaghetti Al'Olio nachts um halb eins. Und die Frage, wann wir zusammen einschlafen, wann wir zusammen wach bleiben, wann wir alles tun, was andere schon vor uns taten. Wir sind nichts Neues. Wir atmen ein und aus, aber niemand ist du und niemand war ich. Diese Vorstellung reicht fürs Erste. Mein funkelnder Stern, der über all meine Fragen lacht. Ich werde dich finden, wenn ich nicht mehr nach dir suche.

Call Me On Your Way Back Home – Ryan Adams

Berlin ist schneeweiß wie nie, als es sich mit Pauken und zuckrigen Melodien zurückmeldet. Das Gefühl, die Sucht. Das Sehnen nach einer Liebe, die lange zurückliegt. Und die ich ins Eisfach manövriert hatte, weil man nicht jeden Tag brennen kann für etwas, das nicht lebt. Nicht ausgelebt werden kann. Ich hatte es satt, Asche wegzufegen. Ich war müde vom Ausbluten meines Herzens. Meine Wangen glänzten nicht mehr rot, sie waren weiß, und ich war kein Apfel, sondern eine vertrocknete Rosine. Er war nur ein Junge. Es hatte Enttäuschungen gegeben. Wir hatten nie halb nackt nebeneinander gelegen und aufgehört zu atmen. Wir waren nicht vor Aufregung gemeinsam in der Weinflasche ersoffen, und ich hatte mir nicht überlegt, ob ich lieber in eine Gegend ohne Nachbarn ziehen sollte. Wir hatten zwar gestritten, doch nur am Telefon und erst dann, als alles schon zu spät war. Wir hatten beide zu viel

Leidenschaft und einen Dickkopf. Doch wir hatten wichtige Punkte verpasst: Er hatte mich nicht heftig gegen die Wand gepresst und mir den Mund zugehalten, weil der Mund für Sinnvolleres geschaffen ist. Wir hatten uns nicht geküsst, stundenlang, sanft, wild, hatten uns nicht einfach nur angesehen. Wir waren nicht wie Landstreicher durch Prag gelaufen oder hatten uns in deutschen Vororten klargemacht, dass es ganz egal ist, wo wir sind – Hauptsache zusammen. Wir wurden nie ein Paar.

Ich bin das Mädchen, das nicht vergessen kann. Ich weiß, dass ich mir über wenig in meinem Leben sicher sein kann, da sich alles ständig wandelt. Doch eines bleibt gleich, stetig und versteckt: Ich verzehre mich nach ihm. Mit jedem Winkel meines Herzens. Ich habe nie zuvor so wild geliebt. Es hat selten so viel Freude gemacht, jemanden zu lieben, wie in den Wochen, in denen wir der Aufwach- und Einschlafgedanke des anderen waren. Aber es hat auch selten so wehgetan. Er hat mir nie die Chance gegeben, mich auf sauberem Weg zu entlieben.

Als ich ihn traf, wurde jeder andere zweitrangig, alles verlor an Bedeutung und wurde gleichzeitig leichter. Wir waren Schwärmer. Zwei, die keine Angst vor zärtlichen Worten und taumelnden Andeutungen hatten. Und wir waren beide vernarrt in Musik. Wir waren uns scheinbar so ähnlich, dass unsere Unterschiede alles nur noch aufregender machten. Es war eine der glücklichsten Zeiten meines Lebens. Vier Wochen Vorgeschmack auf den Himmel. Das ist er also, dachte ich damals, als ich in meinem Zimmer am Prenzlauer Berg stand. Emma war aus und ich trank zu früh Rotwein. Ging zu spät schlafen und war zweiundzwanzig Jahre alt. Ich sprang vor Glück durchs Zimmer. Er machte Stimmübungen vor unserem ersten Telefonat. Alles, was passierte, war ein Zeichen für

eine Entdeckung: Wir haben uns gefunden. Seelenverwandtschaft war keine spirituelle Theorie mehr.

Andere heben noch mehr ab. Meine Tante, eine Frau mit Hang zur Esoterik, erklärte mir neulich zu Butterkuchen, dass wir in Wahrheit alle eins wären. Dass es eigentlich keinen anderen gebe. Und dass sich der Fluch der Individualität schon im Wort selbst offenbare: Dualität. Trennung. Schmerz.

»Wer will das schon, Hanna? Ich nicht mehr, ich bin damit fertig.« Ich starrte sie an, empfand eine Mischung aus Bewunderung und Verstörung.

»Wie lebst du dann?«

»Ich mache, was ich sonst auch machen würde. Nur weiß ich eben, dass das, was ich draußen sehe, nicht so wichtig ist. Wichtig ist, wer ich in Wahrheit bin. Ich bin wie du, nur scheinbar von Gott getrennt. Wir sind nur unterschiedliche Bruchstücke ein und derselben Seele.« Und dann trank sie einen Schluck Tee, als wäre das alles normal.

»O Gott schon wieder!«, rief ich und beherrschte mich, das Porzellan nicht einfach vom Tisch zu fegen. »Gott und Seele, Eins-Sein. Warum klingt das immer so fern, so nach Hilflosigkeit und Teebeutel? Außerdem will ich, dass wir verschieden sind, uns bereichern, verändern, entwickeln. Sonst gibt es keine Freiheit.«

»Ach, Hanna, na ja. Zum Eins-Sein: Warum denkst du, sind wir alle so verrückt nach Sex? Die wahre Freiheit liegt in der Verbindung. Wenn du über Liebe nachdenkst, wirst du um Gott nicht herumkommen.«

»Und der Tee und die Räucherstäbchen?«

»Es ist dir peinlich, weil es dir zu nah geht.«

»Es müffelt!«, rief ich. Sie zwinkerte. Dann verabschiedete sie sich. Ging meditieren, lachen, Soja-Latte-trinken, beten. Was weiß ich.

Ich schüttelte bloß den Kopf. Dann schlingerte ich eben.

Ich konnte einfach nicht glauben, mit jedem Idioten und jeder Barbie in Wahrheit verbunden zu sein, das machte mich erst sprachlos, dann wütend. Vielleicht, weil ich insgeheim das Trennende nicht verlieren wollte. Meine Tante fragte neulich: »Willst du lieber recht haben oder glücklich sein?« Ich stopfte mir schnell Kuchen in den Mund und sah weg. Ich habe gerne recht. Ich kannte da bereits meine dunklen Seiten. Leider lernte ich die ebenfalls mit dem Jungen kennen. Wo viel Licht ist, ist viel Schatten.

Nur mal angenommen, dass meine Tante den Durchblick hat: Wir sind tatsächlich alle eine Seele, eine Liebe, nur in verschiedenen Körpern gefangen. Bedeutet das dann nicht auch, dass jede Exklusivität aufhört, die Hüllen nur Illusionsfänger sind? Es komplett egal ist, mit wem wir zusammen sind und jedes Urteil immer fehl am Platz ist? Ich wehre mich entschieden. Denn es gab diesen einen Teil, den ich einmal schöner gefunden hatte als andere. Einen Teil, den ich verstand, den ich verstehen wollte. In Richtung meiner Tante: »Meinetwegen waren wir alle einst ein buntes Mosaik, das, Gott weiß warum, zerschlagen wurde. Dann aber waren er und ich wenigstens beide Zacken einer Farbe. Na, Tante?«

Mit ihm zu sprechen war wie zu Hause ankommen. Wir lachten viel, waren verrückt und verzaubert. Verliebte nerven Unverliebte, weil sie über dem Alltag schweben und dieser sie auf einmal nichts mehr angeht. »Welch eine Frechheit«, sagt die Umwelt und fühlt sich vernachlässigt und mit Neid geimpft. Verliebte sind blind für die Fehler des anderen, die erst mal alle niedlich und richtig sind. Sie sind blind für Streit und Ungerechtigkeit. Ihr Blick färbt alles in Sonnenschein. Sie haben den Durchblick. Zyniker finden sie lächerlich, andere fragen sich: Wo zum Leary kriegt man diese Droge her? Sie sind ein Affront an die Welt, wie sie ist, weil ein solches Gefühl nicht

in ein System von Effizienz und Gütervermehrung passt. Weil nichts an ihnen taktisch oder politisch ist. Sie kriegen zwar nichts geregelt, lächeln dafür aber die ganze Zeit. Andererseits ist man nie so freundlich, so entgegenkommend wie in jenen Tagen. Wären wir alle anhaltend verliebt, niemand käme auf die Idee, sich mit anderen die Köpfe einzuschlagen.

Wäre ich damals überraschend tot umgefallen, mein letzter Gedanke wäre sein Name gewesen und: »Hat sich verdammt gelohnt. Das Leben ist schön.«

Die Freundin meiner Mutter hat es wunderbar zusammengefasst. Sie ist Mitte fünfzig, hat zwei Kinder und eine gescheiterte Ehe hinter sich. Seit kurzem ist sie zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich verknallt. Sie erklärte mir beim Wein: »Seit ich *ihn* kenne, sieht die Welt anders aus. Alles macht nicht nur Sinn, sondern Spaß. Ich bin geduldig wie nie. Ich möchte, dass alle anderen glücklich sind. Hilfsbereitschaft ist mein zweiter Vorname. Und nichts, was ich tue, fühlt sich wie Pflicht an. Ich habe das Gefühl, ich lebe gerade zum ersten Mal wirklich. Und gleichzeitig bin ich albern wie eine Vierzehnjährige. Ist das zu fassen?«

Ich finde ja. Ich kann sie nur zu gut verstehen. Damals erhaschte ich eine Idee von meinem Inbegriff vom Leben. So wie das Leben sein sollte, aber so selten ist. So wie es vielleicht mal gedacht war: unbeschwert, ausgelassen, wie die ewige Kür. Ich wäre mit ihm überallhin ausgewandert. Ich wäre mit ihm auf der Stelle verschwunden. Jede Stunde, die in den Jahren folgen sollte, glückliche, traurige Stunden, schienen mir an blauen Abenden wie ein Fluch, wie eine teuflische Verschwendung: Tangled Up In Blues. Vor allem, weil das, was wir taten, mit gegenseitigem Verständnis und Enthusiasmus zu tun hatte, der mir in den nächsten Jahren fehlen sollte. Ob ich bereue, ihn getroffen zu haben? Würden Sie einen wochenlangen Orgasmus bereuen, wenn Ihnen danach alles wehtäte, oder wür-

den Sie kleinere, ungefährlichere Freuden vorziehen? Entscheiden Sie.

Ich habe Phantasien: Wie wir uns in einer Samstagnacht im Frühling wiedertreffen – bitteschön in diesem Leben, Tante. Ich trage eine Sünde in Schwarz und er irgendetwas, das seine wunderbaren Arme und seinen schönen Hals nicht versteckt. Wir begegnen uns in einem Club. Wir werden nicht reden. Wir werden uns ansehen, während die Discokugeln rotieren. Wir werden zeitgleich die Tanzfläche betreten. Der Beat wird zucken. Das Lächeln wird sich wie eine Welle um uns ausbreiten. Wir werden so tanzen, dass alles andere verschwindet. Ich werde Prickelwasser trinken und er wird mir eine Zitrone zuwerfen. Sein dritter Tequila. Wir tanzen zwischen zuckenden Blitzen. Immer, wenn ich mich drehe, werde ich denken, gleich passiert etwas Furchtbares, gleich ist er wieder verschwunden. Doch er ist da. Er sieht mich an. Eine Schweißperle läuft seine Stirn herunter. Ohne zu kosten, kenne ich den Geschmack: Salz und Verheißung. Der Höhepunkt ist immer nur einen Schritt entfernt. Ich werde ihm einen Zettel in die Tasche stecken: »Wenn wir uns küssen, wirst du schmelzen.« Unsere Lippen sind kurz davor. Er flüstert: »Ich kann nicht mehr« in mein linkes Ohr. Der erste Satz des Abends.

Meine Knie sind weich. Der DJ spielt ›The Scientist‹, obgleich Coldplay nicht cool sind und somit nicht in diesen Club passen. Ich pfeife auf Coolness. Es ist die Zeit des magischen Denkens. Genug getanzt. Ich renne einfach hinaus. Weg von allen Menschen, die nur Köpfe sind. Ich spüre ihn hinter mir. Draußen atme ich auf. Ich lache. Er fängt mich ein. In dem Kiosk an der Ecke läuft Musik: eine schräge Version von »Hallelujah«. Es ist ein junger Morgen und ein neuer Anfang.

Ich werde noch eine ganze Menge leben.